

Kirche

für die Region



**Ergebnisse theologischen Nachdenkens
über die Situation in Kirche und Gesellschaft in Nordostbayern**

Inhalt



Wandern am Rudolphstein

Flossenbürg im Winter

04 Vorwort

- 05 Vorwort von Dr. Dorothea Greiner
- 07 Regionale Theologie - gibt's so was überhaupt?
Auftrag und Ziel des Arbeitskreises
Zusammenfassende Thesen

10 Einzelbeiträge

- 11 Thomas Guba: Gespräche mit Menschen aus der Region
- 13 Hans-Gerhard Koch: Menschen im Spannungsfeld
- 15 Volker Pröbstl: Porzellan prägt das Leben
- 18 Hans-Peter Pauckstadt-Künkler: Strukturwandel als Trauerprozess
- 21 Susanne Böhringer: Gutes Leben – Träume vom Dasein hinter den sieben Bergen
- 28 Arved Schlottke: Konkrete Visionen: Kirche im Fichtelgebirge
- 27 Thomas Guba: Wandeln und Gestalten
- 33 Thomas Wolf: Auftrag der Kirche in der Region: Raum für Innovation und Kultur, Kirche als Multiplikator
- 36 Thomas Guba: Pfarrer sein im Fichtelgebirge - in Bayrisch Sibirien?
- 40 Manfred Walter: Junge Menschen in Oberfranken – sie werden gebraucht

43 Materialien

- 43 Michael Weigl: Selbstbewusst in der Mitte Europas ...
- 44 Martin Hein: Kirche in ländlichen Räumen
- 51 „Mindmap“ – eine theologische Landkarte
- 52 „Es kummt unner Zeit!“ Ein Oberfranken-Mutmach-Lied
- 53 „Dunkelfranken“ – ein Rap aus Wunsiedel

52 Autorinnen und Autoren

Impressum

Herausgeber:
Gemeinde- und Regionalentwicklung
in Nordostbayern
Evang. Bildungs- und Tagungszentrum
Pfr. Thomas Guba
Markgrafenstraße 34

95680 Bad Alexandersbad
Telefon: (0 92 32) 99 39 0
Durchwahl: (0 92 32) 99 39 26
Fax: (0 92 32) 99 39 99
E-Mail: guba@ebz-alexandersbad.de
www.ebz-alexandersbad.de
www.gemeinsamfuerdieRegion.de

Grafik: Elke Löffler
Bad Alexandersbad, 2011

Vorwort



Foto: Claudia Schott

Foto: Elke Löffler

Lorenzkirche, Hof - ein Blick von Weißenstadt im Hintergrund

Liebe Leserinnen und Leser,

vor dem Verfassen dieses Vorwortes habe ich alle Texte dieses Buches gelesen. Ich empfehle es weiter! Nicht, dass ich in alles einstimmen würde. Darum kann es auch nicht gehen, denn dieses Buch ist kein abgeklärtes dogmatisches Werk, sondern Werkstatt, die einlädt zur theologischen und praktischen Mitarbeit. Es will zu Gesprächen anregen und leistet dazu auch exzellente methodische Hilfen, indem nach den Artikeln jeweils Impulse und Fragen zu finden sind. Es lohnt sich zur individuellen Lektüre, aber auch als Grundlage für gemeinsame Gespräche in Arbeitsgruppen oder auch Kirchenvorständen, um über Grundlagen – ethischer, theologischer, kommunikativer Art – des Lebens und Arbeitens in der Region nachzudenken.

„Theologie der Region“, so hieß der Arbeitstitel dieses Buches im Entstehungsprozess. Es ist ein Buch geworden von Menschen, die zumeist in der Region – dem Nordosten Bayerns – leben und hier auch bewusst weiterleben wollen. Die Autoren sind realistische Fans dieser Region. Sie wollen das Leben mit der Region gestalten, mit Menschen aus der Region. Sie sind Pfarrer oder eine Pfarrerin, die hier Glaubens- und Lebenserfahrungen gemacht haben und diese Erfahrungen theologisch durch-

denken. Sie schreiben ihre Theologie für die Region, weil sie vertrauen, dass diese Region Zukunft hat. Diese Hoffnung ist begründet im Glauben an Gottes Gegenwart im Hier und Jetzt. Da schreibe ich gerne mit!

Die Texte sind allesamt gut lesbar und sie wollen lebbar sein. Es freut mich, dass der Titel des Buches nun heißt: „Kirche für die Region“, denn die ganzen theologischen Gedanken sollen dazu beitragen, dass unsere Kirche eine Kirche in, mit und für die Region ist. Möge dieses Buch dazu beitragen.



*Ihre
Dr. Dorothea Greiner
Regionalbischöfin*



Staatliche Fachschule für
Steintechnik Wunsiedel



Gottesdienst am Thussfall

Regionale Theologie – gibt's so was überhaupt?

Die Frage ist berechtigt.

Ist Gottes Wort nicht immer und überall dasselbe?

Führt „regionale Theologie“ nicht in theologischen Provinzialismus?

Ging es nicht meistens schief, wenn sich Theologen von irgendeinem „Zeitgeist“ statt vom Heiligen Geist leiten ließen?

Aber es gibt Gegenfragen:

Sind nicht auch die Texte der Bibel von Menschen geschrieben worden, die in einer bestimmten Region der Erde lebten, und spiegeln sie nicht in fast jeder Zeile die Geographie, die Politik, die religiöse Umwelt oder die Ökonomie dieser Region wider?

Ist nicht Gott in Jesus Christus in einer ganz bestimmten Region der Erde Mensch geworden und hat unter den Bedingungen dieser Region bei den Menschen gewohnt und zu ihnen gesprochen?

Lässt sich nicht vieles, was seither theologisch gedacht und geschrieben worden ist, zum Beispiel in der Reformationszeit, auch nur im Kontext der persönlichen und gesellschaftlichen Erfahrungen der Schreibenden verstehen?

Wir wagen es in diesem Buch, so etwas wie regionale Theologie zu betreiben.

Wir gehen davon aus, dass christlicher Glaube und christliche Theologie immer auch auf Alltagserfahrungen bezogen sind und auf deren Hintergrund entstehen. Die Menschen in Nordostbayern haben geschichtliche Erfahrungen gemeinsam, und sie teilen die gegenwärtige Erfahrung des Strukturwandels, der ihre Zukunft bedroht. Wir möchten an diese Erfahrungen anknüpfen und damit Menschen helfen, in ihrem Alltag Christsein zu leben und neue Erfahrungen des christlichen Glaubens zu machen.

Es hilft uns dabei das Modell der „kontextuellen Theologie“, das ursprünglich in ganz anderen Regionen und Zusammenhängen entstanden ist, wie in der lateinamerikanischen Befreiungstheologie oder der feministischen Theologie.

„Contextere“, das heißt ursprünglich „zusammenweben“. Die kulturelle und religiöse, soziale und politische, ökonomische und geographische Umwelt der Menschen in Nordostbayern bildet das Gewebe, in dem unsere theologischen Fragen entstehen.

Antworten suchen wir im „Text“, in der biblischen und reformatorischen Tradition unserer Kirche, die ja ihrerseits in bestimmten Kontexten entstanden ist. Wenn es gut geht, entsteht ein „hermeneutischer Zirkel“ – wir verstehen die Texte und die Kontexte besser.

Wir tun das nicht in erster Linie aus wissenschaftlichem Interesse. Es geht uns um die Menschen der Region, zu denen wir selbst gehören, und darum, dass Nordostbayern in seinem Strukturwandel lebenswert und zukunftsfähig bleibt.

Damit treffen wir uns mit der „Theologie der Befreiung“, aus der die „kontextuelle Theologie“ kommt. Einer ihrer bekanntesten Vertreter, Carlos Mesters, hat einmal geschrieben:

„Wie sollen wir diese Zeichen der Zeit interpretieren? Unser Glaube sagt uns, dass Gott inmitten all dieser Neuerungen und Umbrüche gegenwärtig ist. Aber es ist eine so ungewohnte und verborgene Gegenwart, dass wir sie auf den ersten Blick weder wahrnehmen noch erfahren. Wie können wir daher die Bibel so lesen und auslegen, dass sie uns dabei hilft, das lebendige Wort Gottes heute in dieser neuen Situation zu entdecken und sie zu einer Situation der Guten Nachricht zu verwandeln?“

Diese Frage bewegt auch uns, ohne dass wir die Antwort schon wüssten. Aber wir möchten mit unseren Versuchen wenigstens die Frage weitergeben. Und zeigen, wie weit wir mit ihr gekommen sind.

Auftrag und Ziel des Arbeitskreises

Der AK Theologie im Netzwerk „Gemeinsam für die Region“ ist eine freiwillige Zusammenkunft von in der Region Nordostbayern engagierten Theologinnen und Theologen.

Was hatten wir uns vorgenommen?

Stichworte aus der Zielbeschreibung

- Eine gute Situationsanalyse zu liefern, aber nicht dabei stehen zu bleiben
- „generative“ Themen, die den Menschen nahegehen, zu entdecken
- theologische Anknüpfungspunkte dazu zu finden
- Antworten auf die spezifischen Existenzfragen der Menschen hierzulande zu geben
- eine Vorstellung davon zu entwickeln, was diese Menschen brauchen und wo sie es finden könnten
- eine kirchliche Entwicklungsperspektive für die Region zu formulieren
- eine Vision vom guten Leben gerade hier zu beschreiben
- ein Konzept zu entwickeln, wie das alles in der Region ins Gespräch gebracht werden kann

Was ist dabei herausgekommen?

Zusammenfassende Thesen

2.1 Zur Situation

Zur Situation in Hochfranken ist schon viel gesagt und geschrieben worden. Wirtschaftliche und demografische Fakten sind bekannt.

Hier nur ein Zitat aus einem der Projektanträge des Netzwerks „Gemeinsam für die Region“:

Nordostbayern gehört zu den „Problemregionen“ Bayerns. Der bayerische Sozialbericht, die allmonatlichen Arbeitslosenzahlen, ein Blick auf die demographische Entwicklung und die Bevölkerungswanderung zeigen dies auf.

Vor Ort wird all das spürbar durch den Bedeutungsverlust der „alten“ Schlüsselindustrien der Region (Porzellan und Textil) und durch beginnende Probleme, die Infrastruktur wie Schulen und ärztliche Versorgung aufrechtzuerhalten. Die Menschen dieser Region empfinden sich häufig als Verlierer, die wehmütig auf andere Gebiete Bayerns sehen. Dabei stellt sich zunehmend eine depressive Grundstimmung ein, die positive Ansätze, gute Ideen und ungewöhnliche Lösungen blockiert. Die Kirche und ihre Institutionen partizipieren häufig negativ an dieser Entwicklung. Auch hier ist weniger Geld in den Haushalten vorhanden, auch hier ändern sich Gemeindestrukturen durch Überalterung und Wegzug. Sehr häufig herrscht noch das bekannte „Kirchturmdenken“ vor, eine Besinnung also auf die „Tradition“ als Konsequenz aus der derzeitigen schlechten Gesamtsituation.

Wir wollen diesen Analysen keine weitere hinzufügen, aber unser Augenmerk darauf richten

- wie die Menschen in der Region mit dieser Situation umgehen
- wie wir die Situation theologisch begreifen können
- wo wir als Kirche Chancen haben, für die Menschen in der Region da zu sein.

Deshalb beschränkt sich unsere Situationsanalyse auf drei Gespräche mit Menschen aus der Region, die Thomas Guba geführt und ausgewertet hat.

Im Anhang finden Sie dazu noch Auszüge aus einem Vortrag „Selbstbewusst in der Mitte Europas“ des Sozialforschers Michael Weigl, der viele von uns zum Nachdenken angeregt hat.

2.2 Theologische Modelle

Ein Modell der theologischen Interpretation wird in dem Beitrag „Spannungsfelder“ von H. G. Koch angerissen. Er versucht die von ihm wahrgenommene Situation mit zentralen Inhalten des Evangeliums zu konfrontieren, und kommt dabei zu einem dialektischen Modell.

Die Menschen leben im Spannungsfeld zwischen jeweils gegensätzlichen Grundströmungen, die sich auch in der Bibel wahrnehmen lassen.

Ein anderes Modell der Situationswahrnehmung schien uns der Trauerprozess nach Elisabeth Kübler-Ross. Hans-Peter Pauckstadt-Künkler hat versucht, diesen Trauerprozess auf die Situation des Arbeitsplatzverlustes hin zu interpretieren, und findet erstaunliche Parallelen. Volker Pröbstl sucht solche Anknüpfungspunkte und Parallelen in der „Porzellinerkultur“ seines Wohn- und Arbeitsortes Selb.

2.3 Visionen

Es schien uns wichtig, dass die Theologie in einer schwierigen Situation wie der in Nordostbayern Visionen eines besseren Lebens und einer besseren Kirche beschreibt.

Susanne Böhringer hat das in ihrem Beitrag „Träume vom guten Leben im Land hinter den Bergen“ versucht. Sie entdeckt in der Region viel, was ihrer Vision vom „Paradies“ nahekommt, bezieht aber auch das Scheitern und die Grenzen in ihre Vision ein. Ein Raptext ihres Sohnes Johann und das „Oberfrankenlied“ von H. G. Koch beleuchten das quasi von der anderen Seite. Beide finden sich im Anhang.

Noch konkreter beschreibt Arved Schlottke seine Vision von einer Kirche, die sich wirklich in die Probleme der Region einbringt.

2.4 Auftrag der Kirche

Thomas Guba hat die EKD-Schrift „Wandeln und gestalten“ über Kirche in ländlichen Räumen kritisch durchgesehen.

Thomas Wolf skizziert, wie er den Auftrag der Kirche zur Innovation und zum Weitertragen guter Botschaften sieht.

Thomas Guba beschreibt den Auftrag der Kirche aus der Sicht eines Pfarrers im Fichtelgebirge.

Einzelbeiträge



Thomas Guba

Gespräche mit Menschen aus der Region

Zusammenfassung dreier Interviews mit Gemeindegliedern

Zur Situation der Region und der Kirche in der Region habe ich einige Interviews mit kirchenverbundenen Menschen geführt. Die Ergebnisse habe ich in fünf Kategorien zusammengeführt und auch einige wörtliche Aussagen angehängt. Vielleicht finden Sie sich in einigen Begriffen und Schlagworten wieder. Mag sein, dass Sie manches davon auch schon gehört haben und als Gemeinplatz empfinden. Mag sein, dass sich Widerspruch regt. All dies ist ja auch gewollt.

Lebenswerte Region

Natur, Freizeitgestaltung, Sportmöglichkeiten, große Heimatverbundenheit, Gebirge
sanfter Tourismus, schöne Landschaft

Zitate:

„Ich bin hier einfach daheim.“

„Die Landschaft ist wunderschön. Ich mag sogar langsam das Klima.“

„Mir gefällt die Natur, die Freiheit, die Sportmöglichkeiten.“

Stärken der Region

Schwierig, Stärken fallen einem erst auf Nachfrage ein. Menschen schwierig, aber liebenswert, Zusammenhalt der Menschen gut (Nachbarschaftshilfe)
Einige wirtschaftliche Leuchttürme (Lamilux, Rehau AG, Sandler usw.), kleine Nischenfirmen, z. T. mit Weltformat, Regenerative Energien, Klima, Heimat

Zitate:

„Der Zusammenhalt der Menschen in der Region, einige Firmen gibt es auch, die gute und qualifizierte Arbeitsplätze anbieten.“

„Nachbarn schauen aufeinander, man hilft sich gegenseitig, soft skills, Fachwissen und die Leute werden zusammengebracht.“

Schwächen der Region

Es wird viel zerredet, es gibt zu wenige Macher, Wegzug, wenn beruflich keine Aussichten, Klima (kalt, wird positiv und negativ gesehen), Verschlafenheit, Arbeitsplätze (fehlende), demografischer Wandel, berufliches Feld ist relativ eng, grundsätzliche Frage in Bezug auf Fremde (wie geht man auf sie zu und mit ihnen um?)

Zitate:

„Wenn der Beruf es anders ermöglichen würde, würde ich gehen.“

„Es wird viel zerredet. Vieles wird angestoßen und dann nicht umgesetzt. Gute Ideen bleiben auf der Strecke.“

Chancen für die Region:

Tourismus, kulturelle Eigenständigkeit des Landes vor der Stadt herausstellen, Massentourismus ist nicht gewünscht

Zitate:

„Es ist schwierig, aber nicht hoffnungslos.“

„Ich könnte mir vorstellen den Tourismus anzukurbeln und kulturell etwas aufzubauen, anders als in der Stadt.“

Kirche in der Region

Soziales Engagement wichtig, nahe bei den Menschen sein, Versorgung mit Hauptamtlichen soll gesichert sein, gute geistliche Versorgung nötig (Spiritualität), Glaube hält die Menschen zusammen, Ökumene als Chance ist ganz wichtiger Faktor der Region, „In der Kirche komme ich nach Hause“, hoher Stellenwert
Kirche soll da sein und ansprechbar sein, gerade in Krisensituationen (seelsorgerliche Kirche)

Kirche soll Orientierung geben für lebenswertes Leben
Verständnis für Pfarrstellenabbau bei zurückgehender
Bevölkerungszahl
Ehrenamtliches Engagement ausbauen

Zitate:

„Ich finde, die Region ist ein wenig verschlafen. Deshalb hat Kirche auch einen höheren Stellenwert. Kirche ist für mich ein Nach-Hause-Kommen. Die Region ist ohne Kirche für mich nicht vorstellbar. Die Kirche hat einen ganz hohen Stellenwert.“

„Die Kirche soll nahe an den Menschen sein, ihre Aufgaben vor Ort ernst nehmen, sich um Gemeindeleben und Wohl der Menschen kümmern. Die Zahl der Hauptamtlichen muss für eine gute geistliche Versorgung ausreichend sein.“

„Der Glaube hält die Menschen gut zusammen“

„Kirche soll da sein, ansprechbar sein, sie darf in der Krise nicht auch gehen.“

„Grundsätzlich kann der Pfarrer auch im Nachbarort wohnen. Trotzdem muss gewährleistet sein, dass entsprechend ausreichend Präsenz in der Gemeinde vor Ort ist.“

Zustimmung und Widerspruch:

- Welche Aussagen würden Sie zu den fünf Kategorien machen?
- Warum leben und arbeiten Sie hier und nicht woanders?
- Ist die Kirche wirklich wichtig oder sehen das nur kirchlich Engagierte so?



Beteiligt sein am Kirchenleben

Menschen im Spannungsfeld

Was die Gefühlslage und das Selbstbewusstsein der Menschen in Nordostbayern ausmacht, ist am besten mit dialektischen Gegensatzpaaren zu beschreiben. „Dialektisch“ sind diese Gegensatzpaare insofern, als sie nicht nur einen Schwarz-Weiß-Kontrast darstellen, sondern die Chance in sich tragen, dass sie in einem besseren Dritten „aufgehoben“ werden können. Kann die Botschaft des Evangeliums das leisten? Einige theologische Skizzen legen das nahe.

Die Menschen befinden sich

1. Zwischen Selbstbewusstsein und Selbstzweifel

Dem gesunden Selbstbewusstsein „Wir sind wir“ steht gegenüber der Zweifel, ob ich wirklich besser bin als der Nachbar, mit dem ich mich vergleiche, ob ich nicht doch irgendwie selbst schuld bin an meiner Lage, ob ich denn überhaupt noch irgendeine Chance habe. Einem „Ja“ zum eigenen Leben und zur Region folgt fast immer ein „Aber“.

Es ist uns als evangelischer Kirche offenbar noch nicht gelungen, die Botschaft von der bedingungslosen Rechtfertigung als dem allem vorausgehenden „Ja“ Gottes zu vermitteln. Womöglich haben wir sogar mitgewirkt an einer ungewollten, aber wirksamen fatalistischen oder moralischen Verneinung dieser Rechtfertigungsbotschaft.

2. Zwischen Hoffnung und Resignation

Der gespaltenen Identität entspricht eine gesplante Zukunftsperspektive. Hoffnungen auf bessere Lebenschancen und eine positive Entwicklung werden sofort von Resignation überschattet. Sie speist sich aus historischen Erfahrungen der Not und des Elends wie aus demografischen Entwicklungen: Viel zu viele, die

noch eine Perspektive hatten, sind weggegangen. Geblieben sind die Alten, die Armen und die in irgendeiner Hinsicht „Gehbehinderten“, und nur ganz wenige Hoffnungsvolle und Vorwärtsdrängende.

Es ist uns als evangelischer Kirche noch nicht gelungen, die befreiende Zukunftsperspektive der neuen Welt Gottes aufscheinen zu lassen, die auch ohne Anhalt in der Realität glaubt, hofft und liebt. Wie müsste unsere Verkündigung und unsere Gemeindepraxis aussehen, damit Menschen eine Vorstellung davon bekämen, was verheißen und zugleich heute schon möglich ist?

3. Zwischen Festhalten und Loslassen

Menschen, die wenig Hoffnung haben, klammern sich auch an das schlechte Vorhandene. Es ist „besser wie gor nix“. Nur wenn es wirklich unerträglich wird, würden sie etwas ändern, und ertragen können die Oberfranken viel.

Neue Wege bringen neue Risiken, und ein Scheitern würde man sich selber, würden einem vor allem aber die anderen lebenslang nachtragen.

Meist wagen nur die Zugewanderten und die, die lange weg waren, neue Wege und gehen Risiken ein. Die Botschaft der Bibel vom Exodus, vom Auswandern aus dem Haus der Knechtschaft, vom Wagnis der Wüste und der Verheißung eines neuen, besseren Landes ist in Oberfranken nicht angekommen. Jedenfalls nicht als Verheißung für die ganze Region, sondern höchstens als Wegzugsperspektive für Einzelne anderswohin.

4. Zwischen Widerstand und Ergebung

Die Menschen in der Region ergeben sich meist in ihr Schicksal. Rückschläge vermeiden sie, indem sie ihre

Erwartungen auf Null schrauben. Verluste verarbeiten sie, indem sie sich zurückziehen und den Gürtel noch enger schnallen. Nur ganz selten finden sie zum Widerstand und Protest. Immerhin, manchmal gelingt es – der Widerstand gegen die Fichtelgebirgsautobahn ist ein Beispiel dafür. Hier ging es offenbar ganz nahe an den Identitätskern vieler Menschen, an das, was ihre Heimat ausmacht.

Wenn es gelänge, die Botschaft von Kreuz und Auferstehung als befreiende und mobilisierende zu predigen und aus den Fesseln der Sühnopfertheologie und der pietistischen Sündenlehre zu befreien, könnte das vielleicht Kräfte wecken.

5. Zwischen Individualität und Gemeinschaft

Die letzten fünfzig Jahre mit ihrer starken gesellschaftlichen Individualisierung sind auch an unserer Region nicht vorübergegangen. War es vorher die Kleinregion, mit der man und frau sich identifizierte und die man gegen die vermeintlich feindlichen Nachbarn verteidigte, so ist jetzt auch innerhalb der einzelnen Orte und Ortsteile eine fortschreitende Individualisierung und Entsolidarisierung zu beobachten. Probleme werden individuell gelöst, gemeinschaftliche Lösungen scheitern am mangelnden Vertrauen zu Mitbürgern und sogar Nachbarn. Beispiele sind die Lösung der Verkehrsprobleme durch Individualverkehr oder die Lösung der Energieprobleme durch Einzellösungen. Vereine klagen über die Schwierigkeit, Menschen zu finden, die Ehrenämter übernehmen und damit einen Teil ihres persönlichen Freiraums zur Verfügung stellen.

Wir als Kirchen haben dagegen offenbar nicht viel tun können. War der Frömmigkeitsstil in weiten Teilen der Region schon historisch eher individuell („in die

Kerng geh ich ned, obber ich bet jed'n Om'd"), so wird Religion heute vollends zur Privatsache oder gar zum Tabuthema in der Kommunikation.

Wie können wir deutlicher machen, dass Evangelium auch Gemeinschaft eröffnet, und zwar einladende Gemeinschaft mit offenen Grenzen?

Arbeitsvorschlag: „Spannung im Raum“

Hängen Sie die einzelnen Pole der Spannungsfelder auf Plakaten an die Wand eines Raumes. Verbinden Sie sie durch einen Tesakreppstreifen oder einen Wollfaden auf dem Fußboden. Bitten Sie die Gesprächsteilnehmenden, sich auf diesem Streifen zu positionieren

- *erstens bei dem Spannungsfeld, das sie am stärksten empfinden*
- *zweitens an der Stelle, wo sie sich selber fühlen*
Bitten Sie dann jeden und jede, etwas zu seiner/ihrer Position zu sagen.

Weitergeführt werden könnte das Gespräch mit dem Versuch, den Spannungsfeldern biblische Texte zuzuordnen (werden auf andersfarbigem Papier dazugehängt) und über diese ins Gespräch zu kommen.

Eine weitere Weiterführung wäre die Frage: Wie kommen wir da heraus?

Dabei könnten auf dem Boden zwischen den Polen des Spannungsfeld Stichworte zur Lösung angebracht werden.

Die „Spannungsfelder“ würden sich auch für eine Fastenpredigtreihe oder Bibelwoche mit den entsprechenden Texten eignen.

Volker Pröbstl

Porzellan prägt Leben

Gemeinden, die „lebensgerecht“ der Kommunikation des Evangeliums Gestalt geben wollen, sind „auf der Suche nach den großen Themen des Ortes“ (Lindner, Kirche am Ort, Stuttgart 1994, S. 196). In der Regel sucht die Gemeindegemeinschaft Anknüpfungen an die existentiellen Herausforderungen der einzelnen Lebensphasen. An anderem Ort gibt das sozio-kulturelle Umfeld vor, was die Lebensfragen hervorruft, die Lebenswege prägt und die Gemeindeglieder bewegt.

„Porzellan prägt Leben“ ist für die Region um Selb unverkennbares Thema. Bis vor wenigen Jahren waren mehrere Tausend Menschen in den Porzellanfabriken vor Ort beschäftigt. Wer zu Geburtstagsbesuchen das Wohnzimmer betreten darf, sieht in der Vitrine die Werke aus den Kunstabteilungen der großen Porzellanfirmen. Er hört aber auch die Geschichten von geringen Renten, verlorenen Betriebsrenten und Abschlägen wegen Vorruhestand. Wer Ehepaare traut, ahnt hinter den Erzählungen aus dem Leben, wie stark die Krise der Porzellanindustrie die Lebensführung junger Menschen beeinträchtigt. Wer Verstorbene bestattet, hört, wie intensiv die Porzellanindustrie das Leben der Familien geprägt hat. Vermutlich gibt es nur wenige Regionen, in denen eine spezifische Industriekultur in so intensiver Weise Einfluss auf die Lebensgestaltung gewonnen hat.

„Porzellan prägt Leben“ – auch die Kirchengemeinden in und um Selb sind mit der Porzellanindustrie verbunden: da ein Porzellankreuz auf dem Altar, dort Prinzipalstücke, die im Porzellanofen gebrannt worden waren, oder auch das Krematorium mitten im kirchlichen Friedhof: An kaum einen Ort wird so viel eingäschert wie in Selb. Dekan Bohrer kam in den 1920er Jahren mit der Errichtung einer Urnenhalle und dem Ermöglichen des Baus eines Krematoriums auf dem evangelischen Stadtfriedhof den Vorstellungen der Porzelliner in Selb entgegen. Und



Im 5. Internationalen Porzellanworkshop KAHLA Kreativ ER-FINDEN, 14.05.- 23.10.2011 im Porzellanikon Selb, präsentiert sich ERBGUT in alten Geschirrkästen.

im Hintergrund steht die in der Arbeiterkultur verankerte freidenkerische Bewegung zur Einäschung.

Welche Berührungen zwischen der Industriekultur und dem Glaubensleben bestehen, ahnt, wer die beiden großen Porzellanmuseen Porzellanikon Selb und Hohenberg besucht. Zum Jubiläum 300 Jahre europäisches Porzellan lud eine erweiterte Schau in die ehemalige Rosenthal-Fabrik in Selb-Plößberg und die Hutschenreuther-Villa in Hohenberg ein. In Hohenberg ließ sich die Geschichte der Porzellanfertigung im 19. Jahrhundert studieren, und plötzlich stand der Betrachter vor einem besonderen Exponat: Ein Lichtschirm aus durchscheinendem Porzellan präsentiert das Konterfei von Friedrich Daniel Ernst Schleiernmacher. Der runde Schirm ist in Eisen gefasst, er steht auf einem filigran verzierten Fuß und hinter dem Schirm kann eine Kerze entzündet werden: Auf edlem Porzellan kommt der religiöse Virtuose zum Leuchten, bringt Licht in den bürgerlichen Salon des

19. Jahrhunderts. Aber nicht nur die großen Museen lassen die Berührungen ahnen: Gemeindemitglieder dekorierten eine Vitrine im Gemeindesaal mit Konfirmationszeugnissen vergangener Jahrzehnte – und mittendrin stand ein kleiner Porzellanpokal „Zum Andenken an die Konfirmation“. Beim großen Schwellenritus Konfirmation durfte das weiße Gold nicht fehlen.

Um Berührungen zwischen Industriekultur und Glaubensleben verstehbar zu machen, braucht es eine Theorie, die in der Lage ist, „Kultur“ jenseits grober Verallgemeinerungen und polemischer Wertungen tiefenscharf zu beschreiben. M. E. ist ein pragmatisch gefasster „Kultur“-Begriff in der Lage, die Vielfalt der Lebenswelt zu erfassen. „Kulturen“ erscheinen in dieser Hinsicht Ensembles der Standardisierungen der Kommunikation, des Denkens, Fühlens und Handelns, wie sie bestimmte Gruppen prägen. „Standardisierungen“ sind unbewusste Selbstverständlichkeiten ebenso wie bewusste Kommunikationen, geprägte Muster, die ich aufnehme und derer ich mich bediene. Ich teile diese Standardisierungen mit meinen Mitmenschen. Aber diese Teilhabe an den Kulturen geschieht in jeweils individueller Weise in verschiedenen Färbungen und Mischungsverhältnissen. (vgl. K. P. Hansen, Kultur und Kulturwissenschaft, Tübingen und Basel 2003, 3. Auflage, S. 32ff) Anders als die Rede von den „Milieus“, die in der Gefahr steht, die Vielfalt der Wahrnehmung in einfache Schablonen zu pressen, bietet dieser Kulturbegriff die Chance der individuellen Differenzierung – und kann trotzdem die verbindenden „Standardisierungen“ erfassen, Muster, die Menschen miteinander teilen.

Wer in seiner Gemeindearbeit auf der Suche nach „den großen Themen eines Ortes“ ist, wird seinen Blick auf solche „Standardisierungen“ richten: Muster der Kommunikation, des Denkens, Fühlens und Handelns, die

Menschen „vor Ort“ gemeinsam haben. Die Jubiläums-Ausstellung 300 Jahre Porzellan war für das Bildungswerk Selb-Wunsiedel und das Dekanat Selb Anlass, mit einem Begleitprogramm sich exemplarisch auf die Spurensuche zu machen:

Seniorinnen aus Kreisen der Gemeinden bekamen eine besondere Führung durch die Ausstellung und anschließend beim Kaffee Gelegenheit sich auszutauschen. Dann konnten die Erfahrungen zur Geltung kommen, die die Porzelliner in der Produktion des Porzellans machen durften, der Stolz etwas Wertvolles geschaffen zu haben ebenso wie das Leiden an der Beeinträchtigung der Gesundheit, die die Porzellanherstellung früher mit sich brachte.

Ein „literarischer Salon“ zu den „Tassengeschichten“ eröffnete in Vortrag und Gespräch einen Raum für den Austausch über die besondere Bedeutung, die Menschen in und um Selb den Trinkgefäßen zumessen – bekannt ist ja der sogenannte „Porzellinergriff“, mit dem im Lokal die Herkunft des Porzellans unauffällig gesichtet und bewertet wird.

Ein Spaziergang über den Selber Friedhof führte zu den Grabdenkmälern der großen Porzellanfamilien und zum engen Urnengräberfeld der Porzelliner. Feuer veredelt und läutert – das weiß der Porzelliner.

Aber Porzellan ist nicht nur Vergangenheit: Schülerinnen und Schüler der Berufsfachschule für Produktdesign entwarfen und fertigten ein Taufgeschirr aus Porzellan. Um dies bewältigen zu können, hatten sie, die aus ganz Deutschland kommen, sich mit der Taufe auseinandergesetzt, manche zum ersten Mal. In sehr individueller Weise dokumentierten die Entwürfe, wie angehende Designerinnen und Designer die Botschaft der Taufe reformulieren.



Eszter Imre ist eine der Künstlerinnen, die bei KAHLA Kreativ ERFINDEN im Porzellanikon Selb mitwirken.

Durch den Blick auf die „großen Themen“ bekommt die Gemeindegemeinschaft einen weiten Horizont. Sie ist nicht mehr nur auf die Lebensphasen der Mitglieder bezogen: wahrnehmen, wie eng verbunden Lebensführung und Arbeitswelt sind, wie tief Familiengeschichten durch die Erwerbsarbeit beeinflusst wurden und werden; entdecken, welche Haltungen, Verhaltensweisen und Empfindungen sich mit der Industriekultur verbinden und auf das Glaubensleben Einfluss nehmen. – Diese Ziele strebt die Projektarbeit an. Die Erwerbsarbeit der Gemeindegemeinschaft wird in ihrer prägenden Rolle gewürdigt – und das Evangelium kommt neu ins Gespräch: als Spurensuche in den Lebensläufen von Menschen vergangener Epochen, als Impuls zur Hoffnung in einer prekären wirtschaftlichen Lage, als befreiende Botschaft, die sich der Sprache der Kunst und der Musik bedient.

Solche Projektarbeit ist dabei selbst ekklesiologisch relevant, hat sie doch die Chance, in der gemeinsamen Arbeit am Thema alt-eingespielte Berufsrollenrivalitäten zu überwinden – jedenfalls in Selb ist das gelungen: Ein Pfarrer einer Sonderpfarrstelle brachte seine Erfahrung aus der Arbeit in der Region ein, die pädagogische Leiterin eines Bildungswerkes verknüpfte die Erwachsenenbildungsarbeit in die Gemeinden hinein, eine Religionspädagogin plante eine Exkursion – im Miteinander in

der Projektplanung bekommt „Kirche“ einen Horizont, der über die Arbeit einer Einzelgemeinde hinausgeht. Bildungsarbeit in der Kirche gewinnt durch das Miteinander unterschiedlicher Professionen. Gemeinden und Einrichtungen kooperieren. Schließlich ist Projektarbeit an „großen Themen“ hineinverstrickt in das Netzwerk sozialer Kontakte, das weit über den Gemeindegemeinschaftshorizont hinausgeht. Kooperation mit den Museen, Kontakt mit der Kommune, Gespräch mit Künstlern.

Die „großen Themen des Ortes“ sind offenkundig ein geeigneter Anlass, nebenbei das Miteinander von Gemeinden, Einrichtungen und Funktionsstellen zu üben – mit Gewinn für alle Seiten: Für die Gemeinden öffnet sich der Horizont der Gemeindegemeinschaft über die Themen der religiösen Biographie hinaus. Einrichtungen und Funktionsstellen geben ihre Impulse in die Angebote der Gemeinden. Kirche nimmt ihren Platz in der Bürgergesellschaft ein – „lebensgerecht“, wie es bei H. Lindner heißt.

Impulse für die Gemeindegemeinschaft hinaus

- *Inwiefern prägt die Industriegeschichte im jeweiligen Ort die Religionskultur? Wie prägt die gegenwärtige Situation der Arbeitswelt am Ort die Haltungen und Einstellungen der Gemeindegemeinschaftsmitglieder?*
- *Lassen sich vorfindliche Prägungen als „Standardisierungen der Kommunikation, des Denkens, Empfindens, Verhaltens und Handelns“ (K. P. Hansen) beschreiben und erklären, so dass der Zusammenhang Glauben-Arbeitswelt sichtbar wird?*
- *Welche Anknüpfungspunkte bieten die Arbeitsverhältnisse am Ort für die Gemeindegemeinschaft?*

Hans-Peter Pauckstadt-Künkler

Strukturwandel als Trauerprozess

Die Arbeitsthese

Strukturveränderungen, wie sie in Nordostbayern stattfinden, haben ganz viel mit dem Umgang mit Tod, Sterben, Veränderung und Neubeginn zu tun. So liegt der Gedanke nahe, dass Menschen auf den Verlust von Arbeitsplätzen, von Infrastruktur und Lebenswelt ähnlich reagieren könnten, wie es Elisabeth Kübler-Ross in ihren fünf Phasen des Umgangs mit Sterbenden beschrieben hat (E. Kübler-Ross, Interviews mit Sterbenden, GTB 71, 9. Aufl. 1982; die folgenden Zitatangaben beziehen sich alle auf dieses Buch).

Die Tagorezitate sind bewusst übernommen. Sie stehen bei der Autorin jeweils zu Beginn ihrer Kapitel als Überschrift und Denkanstoß.

Am Ende des Beitrags sind Hinweise zu biblischen Texten.



Demonstration der Rosenthal-Mitarbeiter

1. Phase: Nichtwahrhabenwollen und Isolierung

„Der Mensch verschanzte sich gegen sich selbst.“
Tagore (S. 16 s.o.)

In der Tat ist es immer wieder zu erleben, dass Menschen, wenn sie ihre Arbeit verlieren, zunächst die Bedeutung und die Konsequenzen, die das hat, nicht wirklich wahrhaben wollen und zunächst denken, ganz schnell etwas Neues zu finden. „Ich bin so gut, dass ich schnell was anderes finde.“

Vielleicht geht es ja auch mit dem Betrieb noch weiter: Nur ja nicht auffallen oder sich engagieren, dann wird man vielleicht wieder übernommen ...

Es wird zunächst versucht, individuell alles Mögliche zu unternehmen um diesen Zustand zu beenden, sich zu bewerben, Stellenausschreibungen zu lesen ...

2. Phase: Zorn

„Wir interpretieren die Welt falsch und behaupten dann, sie täusche uns.“
Tagore (S. 26)

Irgendwann kommt die Erkenntnis „O doch, es betrifft mich, ich komm da nicht mehr raus.“

Zorn, Groll, Neid und Wut auf alle möglichen Verantwortlichen entladen sich und die Frage, warum ich und nicht die anderen, stellt sich radikal. Alle sind schnell schuld, dass es mir schlecht geht ... Werksleitung, Gewerkschaft, Politiker, der Staat, die Kirche ... Keiner kann es einem recht machen ...

3. Phase: Verhandeln

*„Des Holzfällers Axt bat den Baum um einen Stiel.
Der Baum gewährte ihn.“*

Tagore (S. 54)

Eine eher flüchtig durchlaufend Phase, sagt Kübler-Ross: Verdrängen wir in der ersten Phase und hadern wir in der zweiten mit Gott und der Welt, versuchen wir in der dritten, das Unvermeidliche durch Verhandeln so weit wie möglich hinauszuzögern. Konkret: Der Einzelne versucht nach dem Trotz es wieder mit freundlichem Verhandeln: Sozialpläne, Umschulungen, Übergangsgesellschaften zögern das Ende der Beschäftigung hinaus ...

4. Phase: Depression

*„Die Welt stürmt über die Saiten des sehnsüchtigen Herzens,
das die Musik der Trauer erklingen lässt.“*

Tagore (S. 57)

Wenn am Ende alles Verhandeln, Sich-Aufregen, Sich-Engagieren und Demonstrieren nichts hilft, kommt die Depression. Erstarrung, Stoismus, Zorn und Wut weichen bald dem Gefühl eines schrecklichen Verlustes, der nicht mehr aufzuhalten ist. Diese Phase ist notwendig und heilsam um am Ende Einsicht und Zustimmung, inneren Frieden und einen Neuanfang zu finden.

5. Phase: Zustimmung

*„Ich muss Abschied nehmen. Sagt mir Lebewohl, meine
Brüder! Ich verneige mich vor euch allen, ich nehme
Abschied von euch. [...] Der Ruf ist ergangen. Ich bin zum
Aufbruch bereit.“*

Tagore (S. 77)

Alle Phasen laufen natürlich nicht chronologisch ab, sondern man springt zwischen den Phasen auch hin und her, sie verlaufen ineinander und parallel. Wenn niemand da ist, der hier seelsorgerlich und durch Rituale begleitet, der berät und dem Menschen hilft, sich innerlich zu orientieren, dann wird er es schwer haben, bis zur Zustimmung und zum Aufbruch zu kommen.

Es ist nicht einfach schicksalhafte Annahme, die da geschieht, oder Resignation, diese letzte Phase ist relativ frei von Gefühlen. Der Abschiedsschmerz ist vergangen, der Kampf vorbei, es ist so eine Art innerer Frieden, der geschlossen wird, allerdings auch kein großer Glückszustand mehr. Es kommt die Erkenntnis, alles getan und alles versucht zu haben und nun sich, vielleicht erschöpft, „in den Frieden Gottes zu ergeben, der höher ist als alle Vernunft, der soll unsere Herzen und Sinne bewahren“.

Gefährlich ist es, wenn dies als billiger Trost daherkommt. Die Phase der Zustimmung erreicht am Ende wohl nur der, der auch die anderen Phasen erlebt, erlitten und durchkämpft hat.

Wenn ich zu Beginn eines solchen Prozesses Menschen mit Worten tröste, die nur vom Ende her denken oder zu schnell trösten, dann fühlen sie sich unverstanden, ja vielleicht sogar nicht ernst genommen.

So scheint es mir wichtig zu sein im Prozess des Strukturwandels genau hinzuschauen, wo Menschen gerade

stehen, in welcher Phase sie sich befinden um sie dann gut begleiten zu können. Gott ist ein mitgehender Gott und es ist unsere Aufgabe als Kirche mit den Menschen solche Prozesse mitzugehen, sie kritisch zu begleiten und Hilfen zum Verständnis und zur Zustimmung zu geben.

Damit ihr Hoffnung habt

„In verzweifelter Hoffnung gehe ich umher und suche in allen Winkeln meines Zimmers, ich finde sie nicht. [...] Unendlich aber ist deine Wohnung, o Herr, und auf der Suche nach ihr bin ich vor deine Tür gelangt. [...] O tauche mein leeres Dasein in jenen Ozean, versenke es in seine tiefste Fülle.“
Tagore (S. 94)

„Die ersten Phasen sind alles Verteidigungsmechanismen im psychiatrischen Sinn ... zur Bewältigung extrem schwieriger Situationen ... Sie alle wirken unterschiedlich lange Perioden hindurch, lösen einander oft ab, existieren aber auch nebeneinander. In jeder Phase vorhanden ist fast immer die Hoffnung.“
Hoffnung, dass doch noch etwas Unvorhergesehenes geschieht, Hoffnung, dass sich alles zum Guten wendet. Hoffnung weist über mich und mein Leben hinaus, Hoffnung bedeutet, keinen Menschen aufzugeben, also nicht resigniert zu sagen, da kann man nichts machen. ...

Unsere Aufgabe ist es, in diesem Prozess als Kirche der Hoffnung Menschen zu stärken und zu begleiten, sie nicht allein zu lassen in den einzelnen Phasen. Dazu muss Kirche aber auch vor Ort sein. Es müssen professionelle Ansprechpartner, wie sie im KDA, der afa oder in Bad Alexandersbad vorhanden sind, zusammen mit den Ortsgemeinden die Erfahrungen, die sie durch den

Strukturwandel machen, sammeln und bündeln. Daraus können sich Ideen und Konzepte entwickeln, um sich gegenseitig zu helfen, voneinander zu lernen und Hoffnung zu schenken. Eine Krise enthält bekanntlich immer auch Chancen für neue Wege. Kirche sollte dabei ein aktiver Wegbegleiter sein.

Gedanken und Fragen zu meinen Thesen

Es gibt doch einen wesentlichen Unterschied: bei Kübler-Ross geht es eben ums Sterben – also das Anerkennen von etwas Unvermeidlichem. Kann man/darf man das gleichsetzen mit dem Verlust des Arbeitsplatzes?
Beim Sterben kannst du nichts tun als es annehmen. Bei Arbeitslosigkeit oder anderen Veränderungen kannst du mehr tun als es einfach annehmen. Du kannst aktiv werden, Netzwerken beitreten, eine Fortbildung machen, wegziehen. Aber hilft das?
Komme ich auf Grund der Thesen nicht zu schnell in so eine resignative Sicht von Arbeitslosigkeit/Veränderung? Oder helfen solche Thesen nicht auch, Prozesse anzunehmen und zu reflektieren und so doch Hoffnung zu haben auf ein Leben mit fundamentalen Veränderungen?

Biblische Bezüge:
3. Leidensankündigung; Mk.10, 32ff,
Der Jüngling zu Nain; Lk. 7,11ff
Emmausgeschichte; Lk 24, 13ff
Das neue Jerusalem; Offenbarung 21

Susanne Böhringer

Gutes Leben – Träume vom Dasein hinter den sieben Bergen

1. Das Paradies

Ich fange ganz unbescheiden an. Mit dem Paradies. In Genesis 2 wird es uns als ein Land geschildert, das vor allem genug Wasser hat. Vier Ströme nehmen ihren Ursprung im Garten Eden und tragen das Lebenswasser in alle vier Himmelsrichtungen (wie übrigens im Fichtelgebirge auch). Im Garten dampft und brodelte es, es blüht und reift, alles ist im Überfluss vorhanden. Schönheit und Nahrung wachsen ohne Mühe und Zutun der Menschen, sie müssen nur da sein und genießen: Leben im Einklang mit der Natur, den Garten bebauen und bewahren. Das arabische Wort, von dem sich unser Wort Paradies herleitet, bezeichnet Ähnliches: den typischen arabischen Garten mit einer Mauer zum Schutz gegen Wind und Hitze, darin eine grüne Oase mit Blumen und Bäumen, deren Zentrum das Wasserbecken ist. Es ist kein Nutzgarten, sondern der Raum, an dem sich Körper, Geist und Seele erholen und neue Kräfte sammeln, ein Platz für Kunst und Kontemplation.

Die Menschen wurden aus dem Garten Eden vertrieben, haben aber durch Jesus die Hoffnung, ihm wieder ein Stück nähergekommen zu sein („heute schließt er wieder auf die Tür zum schönen Paradies“), die Sehnsucht nach paradiesischen Zuständen begleitet sie zu allen Zeiten. Abraham verließ seine Heimat, um in das „Land zu ziehen, das Gott ihm zeigen wollte“. Das Volk Israel folgte dieser Sehnsucht auf seiner Wüstenwanderung und suchte „das Land, wo Milch und Honig fließt“.

Zur Zeit der Völkerwanderung folgten die Germanen und andere Stämme der Hoffnung auf besseres Leben. Heute machen die reichen Länder des Nordens ihre Grenzen für Flüchtlinge dicht und können doch nicht verhindern, dass viele das Ziel ihrer Sehnsucht erreichen, in dem sie paradiesisches Leben wännen.

Schließlich begeben sich Millionen Touristen jedes Jahr auf die „moderne Völkerwanderung“ auf der Suche nach



Reichlich Wasser rauscht am Thusfall.

Abwechslung oder Ruhe, nach der heilen Welt, nach der Zeit ohne Druck, nach dem Vertrauten im Fremden, nach dem „Zu-sich-Kommen“.

Das Paradies ist ein Paradigma für einen Ort, an dem das alles möglich ist: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich´s sein“ so formuliert Goethe die Sehnsucht nach dem perfekten Ort etwas ironisch in Fausts „Osterspaziergang“ – und bringt sie in Verbindung mit der Auferstehung „... Sie feiern die Auferstehung des Herrn, denn sie sind selber auferstanden aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern ...“ Auch seine Iphigenie stand am Ufer, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“.

Das Paradies ist also nicht einfach ein Ort, um dort körperlich anwesend zu sein, es ist ein Ort für die Seele



Ein paradiesischer Moment - ein Regenbogen überspannt Felder im Fichtelgebirge.

– einer freilich, zu dem man immer unterwegs und auf der Suche ist, auf der Suche zu sich selbst. Trotzdem ergeben sich für die Vorstellung vom Paradies Merkmale, denen real existierende Orte sehr nahekommen. Im Fichtelgebirge können nicht nur Einheimische, sondern auch Suchende aus anderen Gegenden einige dieser Merkmale erleben.

Die intakte Natur

Die Landschaft im Fichtelgebirge bietet einen großen Schatz an Formen, Flora und Fauna. Sie eignet sich nicht zur industriellen Nutzung, wohl aber dazu, kleinteilige Landwirtschaft zu betreiben. Klima, Wasser (die verschie-

denen Heilquellen) und Luft (leicht radioaktiv) sind der Gesundheit zuträglich. Große Einschnitte wie den Autobahnbau oder das Pumpspeicherkraftwerk konnte die Bevölkerung verhindern. Dadurch ist ihr Bewusstsein für den Wert dieser Landschaft gewachsen.

Die Natur ist durch Loipen, Rad- und Wanderwege gut erschlossen, nirgends aber ist es überlaufen. Kein Weidezaun, keine Schranke im Wald hindern den Spaziergänger daran, seinen Weg völlig frei zu gehen, wie das in anderen Gegenden der Fall ist. Große Teile der Landschaft werden gar nicht land- oder forstwirtschaftlich genutzt, sondern sind einfach so da – welch eine Wohltat!

Die Natur im Fichtelgebirge bietet jedem den Rahmen, seine Seele zur Ruhe kommen zu lassen.

Luxus der Leere

Im Paradies gab es zunächst nur Adam, das heißt, es gab den Menschen an sich. Mit der Muße, sich in Ruhe überlegen zu können, welches denn nun seine Bedürfnisse seien, wie er denn sein Dasein gestalten würde.

Im Fichtelgebirge ist vor allem Platz. In der Natur, aber auch an preiswertem Wohnraum. Es ist Platz bei den Freizeiteinrichtungen, z. B. beim Schifahren.

Wer mag, hat einen Wald oder einen Weiher ganz für sich allein. Auch auf den Straßen ist Platz, Stau kennt man hier nicht, es gibt genügend Parkplätze, das tägliche Leben kann ganz entspannt vor sich gehen.

Jeder kann sich hier so viel Raum einnehmen, wie er braucht: Zum Wohnen, Sich-Bewegen, Atmen, um kreativ zu sein, um laut zu sein, um Stille zu erleben. Man kann beiseitetreten und seinen Rahmen abstecken und muss ihn nicht sofort gegenüber anderen verteidigen: Raum ist in einem Maß vorhanden, das den Menschen guttut.

Raum für die Seele

Das Paradies ist der Ort, an dem der Mensch unbeschwert, wohl auch unwissend, und sündlos lebt. Er ist im Einklang mit sich, mit der Natur, mit Gott. Dieser Zustand des Heilseins ging durch den Sündenfall verloren. Der Mensch ist aber ständig auf der Suche nach dem verlorenen Paradies. Er möchte sich als ganz und gut, als gesund und mit Gott im Reinen erleben.

Jesus bringt die Menschen dem wieder näher: Er heilt und er vermittelt die Menschenliebe Gottes. Er begibt sich selbst in die Gottferne und überwindet sie durch die Auferstehung. Das alles ist Sorge um die Seele der Menschen im besten Sinn.

Ein Ort, an dem man gut leben kann, muss ein Ort sein, an dem die Seele gesund werden und gesund bleiben kann.

2. Gemeinschaft

Gott schuf den Menschen von Anfang an als Gemeinschaftswesen. Die Bibel erzählt in weiten Teilen davon, wie Zusammenleben gelingt – oder eben nicht. Schon im Schöpfungsbericht werden die Lebewesen bestimmten Räumen zugeordnet – der Mensch teilt sich seinen mit den Landtieren.

Die Gebote Gottes regeln das Zusammenleben in einer engeren Gemeinschaft wie der Großfamilie, im Neuen Testament finden wir Regeln für die Gemeinde. Auch heute beziehen die meisten Menschen ihr Glück aus intakten Beziehungen. Sehr viele fühlen sich in überschaubaren Gemeinwesen wohler als in einem anonymen Umfeld, in dem viele vereinsamen.

Gut leben heißt mit Blick auf das menschliche Zusammenleben:

- Leben in erlebbaren Einheiten, in denen Nähe möglich ist ohne einzuengen.
- Die Möglichkeit, dass sich mehrere Generationen begegnen und voneinander lernen können.
- Gegenseitige Unterstützung bei alltäglichen Arbeiten oder bei der Betreuung von Kindern, Alten, Kranken.
- Nicht zu große Unterschiede im Einkommen.
- Von jedem nutzbare und jedem zugängliche (bezahlbar!) öffentliche Räume für Gemeinschaftserlebnisse (Kirche, Kunst, Kultur, Kneipe, Sport, Feier, Natur).
- Ausreichende Bildungsmöglichkeiten für Menschen jeden Alters, auch gemeinsam.
- Wohnortnahe ganzheitliche Gesundheitsfürsorge.
- Offenheit gegenüber Fremden.

All das ist im Fichtelgebirge in großem Maß vorhanden, kann aber noch weiter ausgebaut werden.

3. Arbeit

Auch schon in der Schöpfungsgeschichte zeigt sich Gott als Tätiger – eben als Schöpfer, der seine Phantasie in Werke umsetzt und mit seiner Arbeit zufrieden ist: „Siehe, es war sehr gut!“ Den Menschen formt er so, dass er ihm ähnlich ist, und setzt ihn in den Garten Eden, „damit er ihn bebaue und bewahre“.

Später kommt zwar zur Arbeit auch die Mühe dazu, aber „nichtentfremdete“ Arbeit bleibt immer ein wichtiger Teil menschlichen Lebens. In seiner schöpferischen Tätigkeit kann der Mensch Gott ähnlich sein, kann er Gott nahe sein. Er kann sich und seine Mitmenschen mit seiner Arbeit ernähren und damit seine Liebe und Fürsorge für sie zeigen.

Die Realität der Arbeitswelt sieht vielfach anders aus. Gut leben heißt im Blick auf Arbeit:

- Die Tätigkeit zählt und nicht der monetäre Lohn.
- Art und Tempo der Arbeit passen zu dem jeweiligen Menschen, seinen Neigungen und Fähigkeiten.
- Die Arbeit macht ihm Mühe und Freude, sie fordert und befriedigt ihn.
- Der Mensch kann seine Bedürfnisse abdecken. Das muss nicht unbedingt durch den Lohn für die geleistete Arbeit geschehen, wohl aber so, dass jeder seine Würde behält.
- Auch Kinder, Behinderte, Kranke, Alte sind in ihrem Rahmen schöpferisch tätig.
- Druck und Angst in Zusammenhang mit Arbeit (heute sehr weit verbreitet) fehlen.

Auch für die Verwirklichung der Träume zum Thema Arbeit bietet der ländliche Raum die besten Voraussetzungen. Hier gilt es vor allem, kleinteilige Strukturen zu fördern, Nischen in der Produktion zu suchen – und nicht zuletzt das Geld gerecht zu verteilen.

4. Identität

Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde – zum Bilde Gottes schuf er ihn, und er schuf sie als Mann und Frau. Die Bestimmung der menschlichen Identität ist es, die Anteile Gottes in sich, die Elemente seiner Gottebenbildlichkeit, wahrzunehmen, anzunehmen und zum Blühen zu bringen. Dabei geht es gleichermaßen um die (göttlichen) Eigenschaften, die allen Menschen eignen (Gott schuf den Menschen), als auch um die individuellen (er schuf sie als Mann oder Frau).

Die Gottebenbildlichkeit äußert sich nach der Genesis im schöpferischen Tun des Menschen, in der Fähigkeit, gut und böse zu unterscheiden, und in der Fähigkeit, zu lieben.

Ein zweiter grundlegender Aspekt christlich-jüdischer Identität ist das Erlebnis der Befreiung durch den Exodus und durch die Erlösung durch Jesus Christus.

Drittens spielt auch der Begriff Heimat, im AT durch die Landnahme und die Verheißung des gelobten Landes, im NT als Beheimatung der Christen in der jüdischen Tradition und der Hoffnung auf eine ewige Heimat bei Gott eine Rolle.

Für schöpferisches, auch künstlerisches Handeln bietet die ländliche Region des Fichtelgebirges die idealen Voraussetzungen. Es gibt genügend Raum und Gelegenheit, sich zu entfalten und auszuprobieren, gleich, in welchem Alter. Ob das der Probenraum für die Jugendband ist, land-art-Projekte im Kindergarten, Filmprojekte, die Stelen mit Gomringertexten um den Weißenstädter See, ein neues begehbare Labyrinth aus Schnee, Mais oder Stein, oder ob sich der Einzelne eine besondere Gartenlaube bauen will oder ein Gewächshaus mit exotischen Pflanzen pflegt: Viele Menschen hier tun einfach, was ihnen in den Sinn kommt, und haben von Kind auf erlebt, dass dies möglich ist.



Die Künstlerin Lilly Grimm-Seidinger webt Paramente.

Ein Ort für das Projekt ist leicht gefunden und kostet nicht viel – und es gibt immer Menschen, die mittun, unterstützen – und die die geschaffenen Werke bewundern und wahrnehmen (siehe die ausverkauften Vorstellungen der Laienspielgruppen oder der heimischen Chöre). Auch für die Unterscheidung von gut und böse gibt es auf dem Land klare Vorgaben, Vorstellungen, wie man als „anständiger“ Mensch lebt, und die Menschen hier beurteilen sich eher danach als nach Macht oder Geld (das oberbayerische: „a Hund is er scho“ hat keine fränkische

Entsprechung). Stattdessen gibt es eine Protest- und Demonstrationenkultur, die sich auch von ihren Erfolgen nährt: Ganz weit zurück (am Rande) die Aktivitäten während der 1848 Revolution, das versteckte Aufbegehren gegen den Adel durch die Namen im ersten bürgerlichen Landschaftsgarten, der Luisenburg, die Räterepublik, die Proteste gegen das Zwischenlager Mitterteich, den Uranabbau im Fichtelgebirge, die Fichtelgebirgsautobahn, das Pumpspeicherkraftwerk, die Neonaziaktivitäten in Wunsiedel.

Der Begriff Heimat hat im Fichtelgebirge viel von der biblischen Vorstellung der ewigen Heimat, die nicht greifbar, dennoch aber sicher vorhanden und Gegenstand der Sehnsucht ist. Sie ist nichts Statisches. So gibt es im Fichtelgebirge weder einen gemeinsamen Dialekt noch eine Tracht und erst recht keine gemeinsame Herkunft: Von den Venezianern, die im Mittelalter hier ihre Spuren hinterlassen haben (daher kommen die manchmal sehr dunkelhaarigen und -äugigen Bewohner sowie der Familienname Welisch) bis zu Russlanddeutschen in jüngster Zeit war diese Region immer eine offene Region, eine Durchzugsregion, die Elemente der Neuen aufgenommen hat und mit deren Reichtum und Kargheit sich Alt eingesessen und Neu immer wieder auseinandersetzen mussten. So entstand eine Heimat in der Veränderung, ständig belebt von neuen kulturellen Einflüssen und neuen Genen.

Diese Tatsache macht es schließlich auch möglich, die biblische Freiheit hier zu leben und zu erfahren: Die Menschen hier wissen, dass nichts bleibt, wie es war – und sie sehen das meistens nicht als Nachteil.

Dies lässt hoffen, dass sie auch mit den jetzigen Veränderung zurecht kommen und – mit Gottes Hilfe – das Beste daraus machen werden.

5. Kreuz und Auferstehung

Die Gnade des Scheiterns und die Würde des aufrechten Gangs

*„Das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren gehen, uns aber, die wir daran glauben ist es eine Gotteskraft“
(1. Kor 1,18)*

Das Kreuz war ursprünglich kein Schmuckstück, das man sich um den Hals hängte, nicht mit Gold und Diamanten geschmückt. Kreuz bedeutete Schimpf und Schande, Unterdrückung, Folter – ein Scheitern auf der ganzen Linie. Dass ausgerechnet dieses Zeichen, gerade in den Jahrhunderten der Christenverfolgung, gleichzeitig zum Zeichen des Sieges wurde, ist das Paradoxon unseres christlichen Glaubens. Es beinhaltet aber auch das Geheimnis seines weltweiten Erfolges:

Das Kreuz beschreibt Leben, wie es nun einmal ist: unperfekt, oft beschädigt, fehlerhaft, oft begleitet von Leid, Kummer und Angst, immer in der Gefahr des Scheiterns. Das Kreuz sagt: Das gibt es alles und das darf auch sein. Gott ist nah, gerade in solchen Situationen, in dunklen Momenten, die eben auch zum Leben gehören. Jesus suchte den Kontakt zu Kranken, Frauen und Kindern, Ausgestoßenen, sozial Ausgegrenzten und Unterprivilegierten. Er sah jeden in seiner Situation als von Gott geliebten Menschen, zu dessen Persönlichkeit und Lebensgeschichte auch sein Handicap gehörte. Indem ein Mensch sich als von Gott geliebt erkannte, konnte er oft auch seine Krankheit, sein falsches Verhalten oder seine Traurigkeit loswerden. Indem Jesus sich am Tiefpunkt seines Lebens als von Gott geliebt erkannte, konnte er den Tod überwinden.

Deshalb ist das Kreuz ein solch faszinierendes Zeichen. In unserer Gesellschaft ist es wieder zur Torheit geworden. Schwäche und Scheitern sieht sie nicht vor. Die



Foto: Netzwerk

Den Umgang mit Kreuz und Trauer überdenken

Werbung zeigt uns, wie ein Mensch zu sein und zu leben hat: jung, gesund, erfolgreich, gutaussehend. Ein großer Teil der Aktivitäten heutiger Menschen ist darauf ausgerichtet, dem zu entsprechen. Oder zu vertuschen, wo man nicht mithalten kann, Defizite zu verstecken und die Frustrationen darüber gegen sich selbst zu richten. Dies wird als Schuld betrachtet und als Scham empfunden. Aber da ist niemand, der einem das abnimmt, niemand, der vergibt. Wer nicht mehr auf der Höhe ist, wird ausgesondert, gehört auf die Seite der Verlierer. Schon ist es in manchen Ländern möglich, „unwertes“ Leben legal zu beenden.

Es ist für die Menschen bei uns dringend nötig, dass das Kreuz wieder zu einer Gotteskraft wird: Schwäche und Scheitern sind Teil des Lebens und machen es nicht unwert. Sie sind wichtige Erfahrungen – und sie beschädigen den Menschen nicht in seiner Persönlichkeit. In einer ländlichen Umgebung ist schon die Natur ein Beispiel dafür. Oder auch die Geschichte, die bewusst wahrgenommen werden kann als eine Abfolge von guten

und schlechten Zeiten oder auch vom guten Leben in schlechten Zeiten.

Durch das engere Zusammenleben auf dem Land nimmt man an Krankheit und Leid eher Anteil, bleibt auch der Tod ein Teil des Lebens. Man kennt den Nachbarn und weiß, dass er Fehler hat und vielleicht sogar Dummheiten gemacht und trotzdem dazugehört. Man kennt die Familiengeschichten und weiß, dass es überall Höhen und Tiefen gibt. Und dass das Leben trotzdem immer weitergeht.

Gut leben heißt hier: als Mensch akzeptiert sein in seiner Umgebung: als Kind, als rebellischer Jugendlicher, als einer, der nicht gern arbeitet; als einer, der alles Mögliche ausprobiert und bei dem nie etwas funktioniert; als Spieler oder Alkoholiker; als Behinderter; als Demenzkranker; ganz egal, wie das Leben spielt, sagen können: Ich bin gut, ich bin geliebt, ich bin so geschaffen. Und die Auferstehung? Die steckt darin, im aufrechten Gang, wenn Menschen sagen können: Ich bin, wie ich bin – und das ist in Ordnung.

Vorschläge zur Diskussion der Thesen in Gruppen

Zu 1.

*Wie sieht für mich ein „Ort für die Seele“ aus? Wo finde ich ihn in meiner Umgebung? Kann auch fotografiert oder gemalt werden.
Wo möchte ich „Luxus der Leere“ wahrnehmen? Wo möchte ich gerne etwas weglassen?*

Zu 2.

*Welche gelungenen Formen von Gemeinschaft finde ich in meinem Ort, meiner Kirchengemeinde?
Welche könnte ich mir vorstellen oder würde ich mir wünschen?*

Zu 3.

*Wo gibt es bei uns erfüllte Arbeit?
Wo können wir sie als Kirchengemeinde anbieten, bezahlt oder unbezahlt?
Wie können wir in unserer Gemeinde helfen, wenn es Einzelnen an Geld mangelt?*

Zu 4.

*Zählen Sie alle schöpferischen Aktivitäten Ihrer Umgebung auf und staunen Sie über die Vielfalt!
Bündeln Sie die Talente Ihrer Gemeinde in einem neuen Projekt!
Überlegen Sie, welche Talente oder Erfahrungen in Ihrer Gemeinde noch nicht genutzt werden (z. B. der Aussiedler).
Was an Ihrer Heimat gibt Ihnen ein Gefühl von Freiheit? Was engt Sie ein?*

Zu 5.

*Was ist in Ihrer Umgebung unperfekt und trotzdem nicht schlecht?
Welche scheinbaren Schwächen sind eigentlich Stärken (bei Gott)?
Wie sieht Ihr Kreuz aus und was stärkt Sie daran?*

Arved Schlottke

Konkrete Visionen – Kirche im Fichtelgebirge

Voraussetzung für die kirchliche Vision ist die positive Annahme und gelingende Transformation des Strukturwandels in der Region Fichtelgebirge (FG) in ein tragfähiges Zukunftskonzept.

Wichtig ist: Die Überalterung der Region als Chance ansehen, nicht als Problem.



Das FG ist nämlich eine ideale Region für Ruheständler und ältere Menschen. Wenn wir das anerkennen, kann sinnvolle Politik gemacht werden zur Förderung einer guten Zukunft in unserer Region. Nämlich unter anderem:

- Förderung der Infrastruktur für eine altenfreundliche Region: Ausbau von betreuten Wohneinrichtungen, Altenheimen etc.
- Die beiden FG-Kliniken sollten sich spezialisieren, zu Fachkliniken werden, die eine Herz- und Koronarerkrankungen, die andere Orthopädie, also seniorenspezifische Erkrankungen im Zentrum. Sinnvoll wäre auch langfristig der Bau einer Reha-Klinik.
- Ausbau der vorhandenen Freizeitmöglichkeiten für ältere Menschen (Wanderwege, Radwandern, Schwimmbäder etc.). Vorteil hier: Das meiste ist schon da und muss nicht aufwändig neu angelegt werden.
- Ausbau des öffentlichen Nahverkehrs auch auf dem Land. Das erhöht die Mobilität und damit die Wohn- und Lebensqualität in der Region.

- Spezialisierung der öffentlichen, auch kirchlichen Bildungsangebote: Bildungsreisen, Fortbildungen im Bereich Sterbebegleitung etc.

Ziel: Schaffung eines auch nach außen offensiven und positiven Gesamteindrucks:

Seniorenparadies Fichtelgebirge: Hier lohnt es sich, zu leben!

Folge wird sein: Jüngere Familien ziehen wieder ins Fichtelgebirge mit dem Arbeitsschwerpunkt Medizin, Betreuung, Dienstleistung. Vor allem ältere Menschen auch aus anderen Regionen ziehen ins Fichtelgebirge.

Für die Kirche heißt das:

Es wird sinnvoll sein, enger zu kooperieren zwischen den Dekanaten und vor allem zwischen den Kirchengemeinden.

- **Chöre** (Gospel-, Kirchen-, Posaunen- etc.) sollten wenn möglich gemeindeübergreifend arbeiten, treten dann natürlich auch in anderen Gemeinden auf. Nicht jede Gemeinde braucht alles selbst.
- **Konzert- und Kunstangebote** in unseren Kirchen nicht nur in den Städten, auch auf dem Land werden zunehmend von mehr Menschen wahrgenommen.
- Sinnvoll wäre sicher auch die Schaffung einer **kirchlichen Regional-Stelle mit Schwerpunkt Alten- und Seniorenarbeit**. Schwerpunkt einer solchen Stelle wäre neben konzeptioneller Arbeit sicher auch die Bildung und Begleitung von ehrenamtlichen Besuchsdiensten in den Gemeinden.
- **Sondergottesdienste**, z. B. auf der Luisenburg oder an der Eger (Wasserfall), sollten auch von anderen Gemeinden besucht werden: Die Gottesdienste in der eigenen Gemeinde entfallen dann an solchen Tagen, wenn möglich. Das kann das kirchliche Zusammengehörigkeitsgefühl in der Region stärken.

Thomas Guba

Wandeln und Gestalten



Gedanken zu „Wandeln und Gestalten“ EKD-Texte 87

Langes Warten macht das Herz krank; aber ein erfüllter Wunsch gibt ihm neues Leben.

Sprüche 13,12

Unsere Region wird in der oben genannten Schrift unter Typ 4, „Ländliche Räume im weiteren Umfeld von Verdichtungsgebieten

– Kirche ohne besondere Wachstumsperspektive“ eingeteilt. Klingt nicht angenehm, eine Wachstumsperspektive möchte man schon haben – so fühlt man sich aufs Abstellgleis gestellt.

Natürlich kann man geteilter Meinung sein, ob dies die richtige Zuordnung ist. In der Logik der Schrift ist sie das zweifellos. Unter Typ 4 sind die Räume subsumiert, die in puncto Bevölkerungsentwicklung eine negative Tendenz aufweisen und eine kritische Prognose für Infrastruktur und Ökonomie nahelegen. Weitere Kennzeichen sind die Abwanderung junger Menschen, ein Rückgang des Bevölkerungsteils von Familien mit Kindern und eine demographische Überalterung. Dazu kommen Verlust von Arbeitsplätzen und Infrastrukturabbau.

Auf kirchlicher Seite sieht man hier keine besonderen Wachstumspotentiale. Natürlich partizipiert die Kirche an den negativen Entwicklungstendenzen im Bereich der Demographie und Bevölkerungsentwicklung. Zwar

besteht in der Kirche noch eine althergebrachte Tradition, die auch derzeit noch eine gute Personalausstattung zur Folge hat. Doch werden sich die Ressourcen personeller und finanzieller Art negativ entwickeln.

Die Aufgabe der Kirche besteht nun darin sich zu konzentrieren. „Sie (die Kirchen) müssen rechtzeitig neue, tragfähige Konzepte entwickeln, die unter den sich abzeichnenden Entwicklungen eine offene, einladende Arbeit ‚nach außen‘ ermöglichen.“ (S. 32)

So weit zur Lage der Region. Konkretisiert wird dies am Beispiel des Landkreises Wunsiedel, der mit den Dekanaten Selb und Wunsiedel zwei Dekanate enthält. Es wird festgehalten, dass das traditionelle kirchliche Leben die Lebensführung der Menschen noch weitgehend prägt, aber auch, dass regionale Zusammenarbeit nur gelegentlich stattfindet.

Sicherlich kann man dieser Analyse weitgehend folgen.

Der Schlüsselbegriff für die ganze EKD-Schrift ist für mich der Begriff des „Wachstums“.

Wachstum besteht in der Bibel eben nicht nur in einem zahlenmäßigen Wachstum. Natürlich wächst das Volk Israel, die Gemeinden der ersten Christen usw. Aber gerade hier sehen wir auch immer wieder Rückschritte. Keiner wird annehmen, dass z. B. die Gemeinde in Korinth, mit der Paulus so seine Schwierigkeiten hatte, eine zahlenmäßig große Gemeinde war. Es werden in erster Linie Hauskirchen gewesen sein. Zweifel und Wüstenzeiten gehören ganz selbstverständlich zu einem Leben dazu, eben auch zu einem Gemeindeleben. Wachstum kann daher auch als „innere Entfaltung“ beschrieben werden. Zweifellos richtig ist, dass das Evangelium immer wieder nach außen dringt und mitgeteilt werden will, dass es kommuniziert werden soll. Aber auch das bringt nicht

zwangsläufig ein zahlenmäßig größeres Wachstum mit sich. Offensichtlich ist es so, dass unsere Region zahlenmäßig „auf dem absteigenden Ast“ ist. Das spüren wir bei den Finanzen deutlich, das macht sich beim Stellenplan allmählich bemerkbar. Und es wird wohl bei den Fortschreibungen der nächsten Jahre noch deutlicher werden, da eine Trendumkehr nicht im Blick ist.

Der EKD-Text spricht von einem Mentalitätswechsel. Die Orientierung an der Kerngemeinde soll stärker einer Orientierung an alles Volk weichen, alle sozialen Milieus, Lebensstile und Frömmigkeitsformen sollen erreicht werden. Amtshandlungen spielen eine große Rolle dabei.

Und dann kommt ein Satz, der vielen Pfarrern sicherlich bitter aufstößt: „Im Blick auf die Frage, wie die kirchlichen Entwicklungsmöglichkeiten in einem bestimmten ländlichen Raum eingeschätzt werden können, sind beide Aspekte von Bedeutung: sowohl die Frage, in welcher qualitativen Weise Menschen dort kirchlich erreicht werden können, als auch die Frage, wie viele Menschen dort erreicht werden können.“ (S. 42)

Ein solcher Satz verführt mich dazu, dann doch die Quantität als den wichtigeren Begriff gegenüber der Qualität zu vermuten. Mag sein, ich bin ungerecht.

Es kann und es darf m. E. in der Kirche nie alleine um die Zahlen gehen. Ein Philippus begegnet dem Kämmerer aus Äthiopien auf der Landstraße um ihn schließlich zu taufen (Apg 8, 26ff.). Er sagt nicht, das ist doch nur einer, in Jerusalem kann ich mit einer Predigt 50 erreichen!

Was unserem Raum fehlt, ist das gute Selbstbewusstsein der Menschen jemand zu sein und sich darzustellen. Die nun kirchlich stattfindende Regulierung (ich nenne dies Regulierung, da ja niemand bezweifeln wird, dass es

andere Wachstumsregionen gibt, die mehr an Finanzen und Personal brauchen) führt uns allerdings noch stärker in den Abwärtsstrudel, als das bisher wahrgenommen wurde.

Natürlich gibt es für mich Hoffnungsschimmer. Der EKD-Text schlägt ja einige Schritte vor. Er will, dass wir vor Ort „mutig handeln“.

Bürgerschaftliches Engagement wird als wichtiger Baustein beschrieben. Kirche wirkt als eine der wenigen noch vorhandenen Institutionen in die politische Gemeinde hinein.

Ich erlebe, dass fließende Übergänge da sind. Ich erinnere an das Projekt „Bürgerbühne“, an das „Netzwerk – gemeinsam für die Region“, an die Arbeit für Toleranz und Demokratie in unserer Region.

Kirche ist weiterhin tätig im Bereich der sozialen Integration (prekäre Lebensverhältnisse, Pluralisierung von Lebensstilen, Zuwanderung).

Kirche ist Bildungs- und Kulturträgerin. Neben Kindergärten haben die EBWs eine wichtige Funktion. Hier zeigt sich allmählich eine Tendenz weg von Großveranstaltungen hin zu Veranstaltungen vor Ort, was sicherlich der richtige Weg ist.

Kirche bietet Diakonie an auf Gemeindeebene und Dekanats Ebene. Kirche ist familienfreundlich. Kirche begleitet Menschen „von der Wiege bis zur Bahre“. Kasualien sind wohl noch weithin unterschätzt.

Wachstum kann auch einmal, so jedenfalls meine Sichtweise, im Verzicht bestehen. Es wäre endlich angesagt auf manche Dinge zu verzichten und Kooperationen zu starten. Das neidische Schielen auf den anderen muss ein Ende haben. Gemeinsame Veranstaltungen sollten wir endlich auch gemeinsam bewerben.

*Künstler interpretieren
kirchliche Themen
und öffnen Kirchen
für ein breiteres Publikum*

Auch kirchlicherseits wäre es gut unsere Region als eine Region darzustellen, die stärker fließt und Übergänge bietet. Bisher hängt Zusammenarbeit meist von Kollegen ab, die sich verstehen und etwas miteinander auf die Beine stellen.

Wovor haben wir Angst? Vor Konflikten? Vor Menschen, die keine Veränderung wollen? Vor unterschiedlichen theologischen und spirituellen Zugängen?

Was heute nicht erledigt wird, erledigt sich morgen von selbst? Ja, aber dann doch wieder mit Schäden, die lange nachhalten, mit Enttäuschung und Frustration. Jetzt können wir Zusammenarbeit noch gestalten – dann können wir sie nur noch erdulden.

Was wird wohl der bessere Weg sein?

Zum Schluss

Ich sehe Wachstumspotential in unserer Region. Ich sehe kein Bevölkerungswachstum – finde das aber auch gar nicht schlimm. Ich sehe Wachstumspotential, weil es immer so ist, dass in Krisenzeiten etwas zusammenwachsen kann. Wachstum geschieht, wenn plausibel gemacht werden kann, dass alle gewinnen können in dieser Situation, immer dann, wenn sie auf den anderen zugehen. Ob traditionelle Mittel dazu geeignet sind, will ich einmal dahingestellt sein lassen. Wachstum muss wohl so geschehen, dass Menschen begeistert sind von dem, was sie tun, und sich darüber mitteilen wollen. Also wecken wir Begeisterung. Die geschieht nicht mit Euro und Cent, sondern vollzieht sich durch beeindruckende Lebenswege und ein kreatives Milieu, das es endlich zu heben gilt. Bürokratie, auch Kirchenbürokratie hilft uns dabei nicht weiter.



Foto: Elke Löffler

Noch einige Vorschläge zum Diskutieren:

Wie wäre es mit einem regionalen Angebot von Berggottesdiensten? In Oberbayern oder im Allgäu sind sie der „Renner“.

Das Fichtelgebirge hat 12 Gipfel, eine biblische Zahl. „**12 Gipfel, 12 Gemeinden, 12 Gottesdienste**“, könnte eine Berggottesdienstreihe sein, die einprägsam wird und für Einheimische wie Urlauber attraktiv wäre. Es gibt ja auch schon solche Gottesdienste, man kann das aber sicher noch transparenter machen. Für diese Gottesdienste kann sich je eine Gemeinde zuständig fühlen. Der Mehraufwand wird durch das Streichen des sonst üblichen Sonntagsgottesdienstes vor Ort wenigstens teilweise kompensiert.

Kunstnacht der Kirchen

Die Kunstnacht in den Kirchen könnte in Anlehnung an ähnliche Veranstaltungen in einzelnen Orten die Region mit einem Shuttlebus verbinden. Ein Thema also, das wirklich verbindet – vielleicht sogar ökumenisch gestaltet. Ausstellungen, Lesungen, Konzerte, Führungen, Gedanken zu Kunst und Kirche wären doch in einer Nacht zu veranstalten. Eine ganz andere Schicht an Menschen würde unsere Gotteshäuser besuchen und könnte staunen. Meiner Erfahrung nach gibt es keine Probleme geeignete Personen zu finden.

Eine Kunstnacht in der Region, auf dem Land, das wäre aber etwas Besonderes.



Foto: Elke Löffler

Eine ungewöhnliche Kombination von Kunst, Tanz und Kirche in St. Johannis, Röslau: „Weg-Zeichen“

„Was uns ausmacht“

... könnte eine Broschüre heißen, in der Gemeinden eines Dekanates sich selbst beschreiben. Nicht mit ihren Gebäuden und ihrer oft Jahrhunderte alten Geschichte, sondern mit ein paar Strichen aus ihrem Gemeindeleben. Wo sind unsere Schwerpunkte? Haben wir ein Leitmotiv für unsere Arbeit? Wir stehen für ...? Lassen wir die Menschen doch teilhaben an unseren Gedanken, sie suchen sich ihre Gemeinde sowieso selbst aus.

Eine weitere Vision:

Kunst- und Kulturkirche

Mag sein, dass es irgendwann auch eine Kirche gibt, in der man nur noch selten Gottesdienst feiert. Eine solche Kirche, ruhig auf einem Dorf, als „Kunstkirche“ auf dem Land zu widmen wäre höchst spannend und könnte für manche Gemeinde durchaus anregend sein. Ich möchte das Dorf nicht zur Stadt machen. Aber es gibt auch eine spezifisch ländlich und räumlich klassifizierte Kultur, die es für die Kirche zu nutzen gilt. Als Ergänzung zur „Jugendkirche“ in Nürnberg eine „Kunstkirche auf dem Land“ in ...?

Thomas Wolf

Auftrag der Kirche in der Region: Raum für Innovation und Kultur, Kirche als Multiplikator

„Es saß aber ein junger Mann mit Namen Eutyclus in einem Fenster und sank in einen tiefen Schlaf, weil Paulus so lange redete.“ Apg 20, 9

Ist kirchliches Reden und Handeln tatsächlich in der öffentlichen Wahrnehmung langweilig und einschläfernd? Bei aller Veränderung in Deutschland hinsichtlich der Relevanz von Kirche und kirchlichen Aufgaben, die soziologische Studien zeigen (z. B. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD oder Sinus-Milieu-Studien) genießt die „Kirche“, insbesondere die Pfarrerin und der Pfarrer vor Ort noch immer einen besonderen Status. Die Berichterstattung über Bischöfin a. D. Margot Käßmann zeigt die mediale Aufmerksamkeit von Kirche. Zugleich wird auch der Focus der öffentlichen Wahrnehmung bzw. auch die problematische Fokussierung auf „Moral“ statt Theologie offenbar.

Positiv ist die selbstverständliche Präsenz in den Medien anlässlich des Trauergottesdienstes zum Gedenken für die Opfer der Love-Parade in Duisburg zu nennen. Kirche wird noch immer in existentiellen Extremsituationen als hilfreiche Institution/Begleitung usw. präsentiert.

Die Pfarrerin, der Pfarrer, die Kirche hat einen öffentlich relevanten Auftritt und ist für Einzelne in ihrer Wahrnehmung von Bedeutung. Die Meinung der „Kirche“ wird noch gehört, die Personen der „Kirche“ genießen einen besonderen Status. Egal, ob in Form von Wertschätzung oder despektierlicher Ablehnung.

Mag diese Beachtung aus dem „letzten Gang“ gewonnen sein, da man ja nie weiß, was über einen selber bei der Beerdigung gesagt werden könnte, oder wirklich positiv durch persönliches Erleben und Erfahren bei Taufen, im Kindergarten, Kinder- und Jugendveranstaltungen, Religionsunterricht, Konfirmandenarbeit, Trauungen usw. Noch ist es guter Brauch als Pfarrerin/Pfarrer zu öffent-

lichen Veranstaltungen eingeladen zu werden oder, so dies vergessen wurde, nach einem Hinweis nachgeladen zu werden. Der Titel „Hohe Geistlichkeit“ klingt manchmal in den Begrüßungen spöttisch oder zeigt vielleicht auch Unsicherheit, wie angesichts der vielen Prominenz die „Kirche“ einzuordnen sei. In der Rolle als Kirchenvertreter wird man von unterschiedlichsten Gruppen und Personen, die untereinander oft auch, schon strukturell bedingt (z. B. Fraktionen, konkurrierende diakonische Einrichtungen) ein angespanntes Verhältnis haben, als Gesprächspartner gesucht bzw. zumindest nicht gleich abgelehnt.

Ob die zunächst herrschende Neutralität im Amt, als Hirte der ganzen Herde, die berufliche Qualifikation mit einer hohen Kommunikationsfähigkeit und die vernetzte Wahrnehmung komplexer Sachverhalte – bedingt durch viele verschiedene Kontakte, Gespräche, Fortbildungen usw. – auch noch durch den Begriff von Manfred Josuttis „Bote der Transzendenz“ im Sinne einer netzwerkartigen Verknüpfungsfähigkeit gesteigert wird, müsste untersucht werden.

Dennoch:

Bei einem Pfarrer vor Ort ergeben sich oft sehr spontan ungeahnte innovative und verknüpfende Ideen. Diese dann mit dem gemeindeleitenden Organ, dem Kirchenvorstand zu diskutieren, zu reflektieren und in konkrete Projekte umzusetzen, braucht einen langen Atem, manchmal Mut zu schlitzohrigem Risiko und ein breites Kreuz gegen den oberfränkischen Dreischlag:

*Das war noch nie so,
das war schon immer so,
und da könnte ja jeder kommen.*

In dieser Quelle von Kontakten, verschiedenen Sichtweisen, brückenbauenden Verbindungen und eigener Lust, neue Wege zu suchen und zu gehen, liegt ein enormes

Potential der Kirche in der Region, der Kirche vor Ort, der Kirche im Ort. Dieses Potential ist fixiert und kulminiert sicher immer an den äußerlich wahrgenommenen handelnden Personen des Systems, aber muss und wird von diesen immer mit Blick auf die Menschen und in Rückkoppelung mit den Entscheidungsträgern im KV und Dekanat kommuniziert und moderiert.

Dieses neuschaffende und veränderte Potential hat eine geistliche Dimension.

Schon Paulus, der Werbestrategie der Antike, nutzte den Brief (das Kommunikationsmedium der Zeit), er dachte global für die ganze Kirche und handelte lokal situativ und kreativ (Stützpunktmision).

Das APO-Prinzip „ecclesia semper reformanda“, das „solus christus“, die Freiheit nicht an Strukturen zu hängen, sondern das Ziel, die Frohbotschaft im Herzen gut zu kommunizieren, öffnet neben den unverzichtbaren klassischen Formen, wie Taufe, Gottesdienst mit Abendmahl und anderen, ungeahnte neue Möglichkeiten.

Sicher nicht konfliktfrei, aber verändernd, offen für Neues bzw. für neue Wege, den lebendigen Gott im Leben der Zeit wahrzunehmen und zu verkündigen.

Biblische Anlagen haben wir genug:

Worte wie „Suchet der Stadt Bestes“, neue Organisationsformen, von einem midianitischen Priester nach Israel implantiert in Ex 18, die ganze Exodustradition, die neuen Wege der jesuanischen Bewegung in Auseinandersetzung Jesu mit der Kasuistik, das Pfingstereignis.

Kirche ist in der Tradition Israels unterwegs (Hebräerbrief), innere und äußere Exilien (DDR, Kommunismus, Säkularisation) sind dabei wiederkehrender kirchengeschichtlicher Fakt.

Veränderung, neue Wege sind schon immer bestritten worden und sind nach dem Hoch des Wirtschaftswunders und vieler Wundertüten von anderen Stellen nun wieder in die Handlungsoptionen von Kirche zurückgefallen.



Foto: T. Guba

Experimentelles wagen: Harald Kienles Installation

Kirche als Hort von Kultur, wo keine Kultur mehr ist.

- Kulturgüter in den Kirchen
- Musik als Kultur
- Gesprächskultur
- Streitkultur
- Brauchtumskultur usw.

Konkretes Beispiel 2005

„525 Jahre St. Maria – eine Kirche erzählt“

Ziel: Anlässlich des Jubiläums sollten Menschen am Ort ihre Kirche wieder neu wahrnehmen, die Botschaft des Evangeliums für ihr Leben neu entdecken können und zugleich Wertschätzung in einer „abgehängten“ Region erfahren. Ende 2003 begannen mit Kirchenvorstand, Kommune, Verantwortlichen in Gruppen und Kreisen, Ansprechpartnern von Vereinen die ersten Gespräche. Ideen wurden gesammelt, diskutiert und verworfen. Letztendlich entstanden zu einem „krummen“ Jubiläum über 40 Veranstaltungen, die mit dem Standardprogramm der Gemeinde verschränkt waren und dauerhaft neue Aufmerksamkeit der Botschaft Jesu Christi wachsen ließen.

Einige Beispiele

- Die altbekannte Form von **Kanzelreden** (Sebalder Fastenpredigten usw.) wurde neu installiert. Menschen aus Kirche, Kultur und Politik stellten ihre Gedanken zur Diskussion im Sinne von „eine Kirche erzählt mir – der Kirche erzählt“. Höhepunkte waren Installationen von moderner Kunst mit Orgelimprovisation und theologisch-künstlerischer Debatte als Predigt
- **Zeitzeugenprojekt** und die Errichtung eines Gedenksteines auf dem Friedhof für die namenlosen Opfer von Diktatur und Gewalt 1933 – 1945 und darüber hinaus (Kriegsgefangene, Flüchtlinge und Vertriebene); Anlass war das Vermächtnis eines Bauern, der den Opfern der KZ-Märsche durch das Dorf ein Denkmal setzen wollte.
- **Kinderkulturnacht** in der Kirche



Kinder entdecken den Kirchenraum aus einer ungewöhnlichen Perspektive.

- Wöchentliche „**Offene Kirche mit Musik**“ (live und CD)
Frauen erzählen aus der Sicht einer Hebamme, einer Baronin, einer Bauersfrau, einer Pfarrfrau 1525
- **Mittelaltermarkt an Kirchweih**, bei dem fast alle Vereine und Handwerker des Dorfes mit eingebunden wurden. Fortführung der Predigtreihe bis 2010, u.a. mit Staatsminister Dr. Söder. Die Reihe wurde sogar während der Vakanz der Pfarrstelle eigenständig vom Kirchenvorstand weiter geplant und am Leben erhalten.
- Nach dem **Jubiläumsjahr** wurde ein **Sabbatjahr** ausgerufen.
- **Exerzitien, Frühschichten für Berufstätige** mit gem. Frühstück um 6.00 Uhr
Schwerpunkt auf Gottesdienste und Seelsorge waren die Folge.
- Im nächsten Jahr folgte ein **Frauenprojekt** in Zusammenarbeit mit KR Wolf, Uni Bayreuth und der Faßmannsreuther Erde mit dem Gemeindefest „Kirche gibt Würze“. Auch hier waren die ortsansässigen Vereine, Handwerker und VIPs fast vollständig wieder mit eingebunden.
Wenn Kirche gesprächsfähig bleibt, kann sie Menschen neu ansprechen.
Einen Raum für Gesprächskultur eröffnen und auch neue Impulse von Offenheit und Kultur ermöglichen.

Weitere Beispiele

- **Kulturweg in Röslau** (siehe dort auch die Neugestaltung der Leichenhalle, Passionsvorhang, Bandenwerbung Fußballplatz usw.)
- **Zusammenarbeit IKKP Rehau und Theater Hof** mit der Kirchengemeinde Rehau „Judas“ am Karfreitag

Thomas Guba

Pfarrer sein im Fichtelgebirge – in Bayrisch Sibirien?

Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit. 2. Tim 1, 7

„Der Pfarrer ist anders“, so titelte Manfred Josuttis einst. Vielleicht muss man dieses Bild ein wenig überdenken. Mag sein, ein Pfarrer ist nicht anders, er muss anders sein, wenn er in Nordostbayern Dienst tut.

„Herzlich willkommen in Bayrisch Sibirien!“, so wurde ein junger Kollege von der Pfarramtssekretärin am Telefon begrüßt. Wie er sich wohl gefühlt hat? Was da wohl los ist?

Meine Titel zum Thema wären „Der Pfarrer zwischen Anpassung und Eigenverantwortlichkeit, zwischen Team und Einzelkämpferdasein, zwischen Granit und Porzellan, zwischen Tradition und Postmoderne, zwischen ...“ oder einfach „der Pfarrer ist halt dabei“.

Die Interviews mit Gemeindegliedern, die ich geführt habe, haben eine ganz klare Tendenz:

Kirche soll seelsorgerliche Kirche sein und sie soll diakonisch sein, gerade in unserer Region.

Das drückt sich in erster Linie durch Besuche des Pfarrers zu Geburtstagen, Jubiläen oder im Krankheitsfall aus. Da gibt es natürlich Kindergärten und Diakoniestationen und die eine oder andere Initiative diakonischer Art, die wichtig sind.

Kirche wird von meinen Interviewpartnern und von den meisten Gemeindegliedern als Element des Dorfes und der Dorfkultur gesehen. Kirche ist eine Konstante, eine der letzten Institutionen, auf die man zählen kann.

Was bedeutet dies?

Zunächst bedeutet es einmal, dass ich herkömmliche Bilder erfüllen muss oder eben auch nicht!

Ein Beispiel: Wie vielerorts üblich gibt es auch bei uns die Silberkonfirmation. Nun konnte über einen Zeitraum von mehreren Jahren beobachtet werden, dass die Zahl der

Teilnehmer 30% eines Jahrgangs nicht mehr überschreitet. Es kam also die Idee auf, wie andernorts auch, immer zwei Jahrgänge zusammenzufassen. Eine große Welle des Protestes wurde dadurch ausgelöst. Der erste betroffene Jahrgang reagierte mit Boykott, denn es nahmen nur 5 Jubilare (von 30 möglichen) teil (Anmerkung: Wenn man die Betroffenen nur ab und an im Jahreslauf in der Kirche sähe, wäre es schön).

Tradition schlägt Realitätssinn.

Ein anderes gegenteiliges Beispiel.

Bei einem unserer Kunstprojekte ging es um einen Empfang nach der Vernissage. Die Kirche war Ausstellungsraum. Ein Kirchenvorsteher machte den Vorschlag, dass man Sekt und Bier doch in der Kirche ausgeben könnte, dann müsse man nicht den Weg in den benachbarten Gemeinderaum nehmen. Es gab kaum Proteste dagegen. Protestiert habe ich als Pfarrer, der sich dagegen wehren musste, aus der Kirche ein „Wirtshaus“ zu machen. Es wurde dann eine andere, verträgliche Lösung gefunden. Genau zwischen diesen Polen findet hier Gemeindegarbeit statt.

Die Kirche ist die Konstante im Dorf. Man gesteht dem Pfarrer zu, dass er „anders“ ist, das war wohl schon immer so (und was schon immer so war, ist wichtig). Allerdings ist es auch wichtig, dass er alles so macht, wie man es halt macht (Tradition). Innovation ist allenfalls da möglich, wo sie die Tradition aufnimmt oder als seelsorgerliche bzw. diakonische Aufgabe verhüllt auftaucht oder man erwarten kann, dass diese Innovation die Ausnahme bleibt.

Dass Kirche über Jahrhunderte hinweg auch eigene Systeme entwickelt hat in den Bereichen von Kunst und Kultur, dass Kirche nicht nur eine lutherisch-konservative oder pietistisch-evangelikale Tradition haben kann,

sondern auch eine offensive, kontextuelle, das wird noch nicht recht erkannt. Noch immer, so mein Eindruck, tut sich der konziliare Prozess schwer in der Region.

Wir haben in der Gemeinde zwar einen überwältigenden Beschluss dazu gefasst, dass in unserem Gemeindehaus nur Kaffee aus „fairem Handel“ ausgeschrieben wird. Die meisten Kirchenvorsteher kaufen dennoch den Melitta-Kaffee für 2,99 das Pfund.

Wir haben zwar immer wieder Konzerte, bei denen auch überragende Künstler auftreten (neulich erst mit Jörg Nasser, einem tollen Gitarristen, der früher zur Band von Gerhard Schöne gehörte), aber man geht dann zu einem Konzert, wenn der Kirchenchor oder der Posaunenchor spielt, der nicht annähernd eine vergleichbare Qualität zu Wege bringt. Auch auf die Gefahr hin, dass andere Konzerte nicht mehr stattfinden, weil das finanzielle Defizit exorbitant hoch ist.

Deshalb habe ich die These, und sie ist durch meine Interviews und meine Gespräche in der Gemeinde gestützt: Fremdes wird auf den Dörfern in unserer Region nach wie vor als etwas fremd Gebliebenes empfunden.

War das Porzellan nicht auch einmal fremd hier?

Ich will keine auch nachvollziehbaren Ableitungen und Erklärungsversuche abgeben, warum dies so ist. Diese sind hinlänglich bekannt. Nach sieben Jahren in der Region fange ich selbst schon an von der „guten alten Zeit“ zu sprechen und davon, wie es früher war – ein Alarmsignal für mich, denn so vieles war ja früher auch schlechter als heute.

Was darf der Pfarrer, was sollte er möglichst nicht tun?

Wie muss ein Pfarrer in dieser Region „gestrickt“ sein, wenn er „durchhalten“ will?

Da gibt es natürlich verschiedene Antworten dazu.

Da kenne ich die „sturen“ KollegInnen. Sie tun sich

leicht. Sie machen „ihr“ Ding, kaum beeinflusst von den Meinungen in der Gemeinde. Aber sie können damit in einem System, das auch wirklich gemein werden kann, irgendwie überleben. Ist also ein dicker Panzer eine wichtige Eigenschaft fürs Pfarrersein in dieser Region?

Da kenne ich die „Sanften“. Ich merke auch, wie sie manipuliert werden. Sie versuchen möglichst allen alles recht zu machen. Und nicht wenige sind nahe am „Burnout“? Merkt eine Gemeinde das? Dankt sie einem eigentlich das Engagement?

Da gibt es leider auch die, die innerlich abgeschaltet haben. Die vieles über sich ergehen lassen und oft auch auf Gemeindesituationen treffen, in denen man sich nicht mehr viel erwartet. Abschalten, fern der Realität, versunken in eine depressive Grundstimmung, uns geht es nicht gut, keiner hilft uns.

Da gibt es die, die es mit einem Mittelweg versuchen. Ja, ich halte mich an das Gesetz der ungeschriebenen Tradition, ich pflege aber auch „meine Hobbys“, mache auch das, was mir gefällt. Das könnte so enden wie in meinem Fall. Nach intensiven Arbeiten zu einem ökumenischen Kunstprojekt, 10 Monate Vorbereitung, vier Wochen Durchführung mit einem umfangreichen Rahmenprogramm und anschließend einer Woche Urlaub sagt eine Kirchenvorsteherin „Du bist ein fauler Pfarrer“ zu mir. Offensichtlich war ihr der Besuch zum 75. Geburtstag wichtiger als ein Projekt mit über 3000 Besuchern, obwohl ich diese Besuche ja trotzdem gemacht habe. Alleine der Eindruck, dass sich nun nach einem großen Erfolg in der Gemeindestruktur etwas ändern könnte, wurde mit einem Schlag unter die Gürtellinie verdeutlicht. Es war deutlich – wir wollen den Pfarrer nicht für Events, wir wollen ihn für Seelsorge, Diakonie, Unterricht und Gottesdienst. Ohne den Zuspruch anderer Gemeindeglieder, die über den Tellerrand schauen, würde man spätestens an dieser Stelle wohl aufgeben.

Der Leser dieser Zeilen kann nun sagen: Das ist doch ganz normal, das gibt es doch überall. Ich stimme zu.

Es gibt aber in Bayern kaum eine Region, die von kirchlichem Engagement so abhängig ist wie diese Region und die deshalb so gute und motivierte ehren- und hauptamtliche Mitarbeitende braucht wie diese Region. Leider hat man mehrfach erfahren müssen, dass die „guten Leute“ gehen. Andere waren schneller, haben sie abgeworben, haben besser gezahlt oder mit einem anderen, höheren Freizeitwert geworben, mit guten Aufstiegschancen usw.

Auch im Kollegenkreis hört man das immer wieder. Es kann auch zum Malus werden hier zu sein. So erzählte eine Kollegin von der Reaktion eines Vorgesetzten bei der Bewerbung um eine Pfarrstelle südlich der Donau: „Ach bleiben Sie doch in Oberfranken, dort werden Sie gebraucht!“

Es braucht sie aber ja wirklich, die, die den Dornröschenschlaf der immer noch im Porzellan- und Textilzeitalter verharrenden Menschen aufbrechen und eine neue Zeit einläuten. Es braucht die, die zeigen, dass Kirche nicht alleine eine Begleitinstanz ist, sondern wirklich etwas zu sagen und zu bieten hat. Und ganz bewusst sage ich hier: im Alltag in der täglichen Auseinandersetzung mit Politik und Gesellschaft etwas zu bieten hat, außer dem Rückzug aufs Altbewährte.

- Ich wünsche mir eine regionale Kirche, die aufsteht und die deutlich vernehmbar sagt, wenn ein Betrieb seine Mitarbeitenden wieder einmal ausnutzt.
- Ich wünsche mir eine Kirche, die das sagt, auch wenn sie Gefahr läuft, diese Firma beim nächsten Mal nicht mehr als Sponsor zu gewinnen.
- Ich wünsche mir weniger Taktieren und mehr Offenheit.
- Ich wünsche mir eine offene, freilich auch

diskussionsfreudige Kirche, die klar einsteht für die Schwächsten vor Ort.

- Ich wünsche mir eine Kirche, die nicht von Theologie redet, sondern die Theologie betreibt, und da gehört immer auch das Handeln dazu.
- Ich wünsche mir Gemeinden, die vor Ort Evangelium leben und nicht alleine ihre Aufgabe darin sehen Evangelisation zu betreiben.
- Ich wünsche mir Gemeinden, die die Menschen als Christen ernst nehmen und sie zur Mitarbeit und zum Mittun einladen.
- Ich wünsche mir Innovation, kein Kirchturmdenken mehr und Mut.
- Ich wünsche mir Feuer und Eindeutigkeit und Kreativität und noch vieles mehr
- Ich wünsche mir das und sehe es derzeit nur punktuell, aber vielleicht wünsche ich mir ja auch viel zu viel.

Impulse zum Weiterdenken

- *Welche Vision von Kirche für die Region (nicht Einzelgemeinde) haben Sie?*
- *Gibt es besondere Ideen, die Sie schon lange mit sich herumtragen, aber die Sie aus irgendeinem Grund nicht kommunizieren?*
- *Gibt es besondere Eigenschaften, die ein Pfarrer bei uns braucht?*
- *Finden Sie sich in einem der vier vorgestellten „Pfarrerstypen“ wieder?*
- *Welche Begleitung braucht eine Pfarrfamilie vor Ort (Unterstützung bei der Suche nach einem Arbeitsplatz für den Lebenspartner, Wohnraumsituation, Erwartungen an eine Pfarrfamilie durch die Gemeinden)?*

LICHT

VER-
GEBUNG

LIEBE

VER-
TRAUEN

GEBET

GE-
MEIN-
SCHAFT

KIRCH



Junge Menschen in Oberfranken – sie werden gebraucht

Neuseeland war die beste Zeit ihres Lebens, sagt Christina. Ein halbes Jahr hat die 21jährige aus Hallerstein dort verbracht. „Work and travel“, erzählt die 21jährige, „Aber: ehrlich gesagt: Es war mehr ‚travel‘ als ‚work““. Fasziniert habe sie Neuseeland schon länger, spätestens seit einem Diavortrag, den Christina mit ihrer reisebegeisterten Mama in der neunten Klasse besucht hatte. Nach dem Abi war klar: bevor es zum Studium geht, packt sie erst einmal die Koffer und verlagert ihren Lebensmittelpunkt ans andere Ende der Welt. Als Christina nach einem halben Jahr mit vielen Erfahrungen aus Neuseeland zurückkehrt, heißt ihr Ziel nicht mehr Hallerstein, sondern Bamberg, wo sie sich für European Economic Studies an der Otto-Friedrich-Universität eingeschrieben hatte.

Beginnt hier eine der Geschichten der Abwanderung junger Menschen aus Oberfranken, insbesondere aus Hochfranken? Hat doch der Regierungsbezirk von 2003 bis 2007 knapp 900 junge Menschen durch Wegzug verloren – zusätzlich zum Geburtenrückgang, der hier stärker zu Buche schlägt als in anderen bayerischen Regionen. Bis 2020 rechnet der Bezirksjugendring Oberfranken für den Bezirk mit einem Rückgang an unter-25jährigen von 18,89 % gegenüber 2005, im Landkreis Wunsiedel gar mit 25,2 %.

Auch Laura hat Hochfranken den Rücken gekehrt – jedenfalls unter der Woche. Die 21-jährige aus Bergnersreuth bei Arzberg studiert Jura in Bayreuth, aber das Band in den Landkreis Wunsiedel bleibt fest geknüpft. Freude, Familie, ihre Fußballmannschaft und die Evangelische Landjugend Thiersheim, deren 1. Vorsitzende Laura ist, bleiben auch nach Beginn des Studiums wichtiger Teil ihrer Lebenswelt. Hamburg, Berlin, ja nicht einmal München wären als Studienorte ernsthaft in Frage gekommen, zu wichtig ist Laura die Verbindung nach

Hochfranken, der Region, die sie ihre Heimat nennt. Dies gilt auch für Christina und auch noch nach einem halben Jahr Neuseeland. Freunde, Familie, ehrenamtliches Engagement sind auch bei ihr Gründe, sich in Hochfranken auf die Suche nach einer Stelle für ein Praktikum zu machen – mit Erfolg. Gleich zwei Firmen bieten ihr eine Stelle als Werkstudentin der European Economic Studies.

Wer der Frage nach Perspektiven für junge Menschen in Oberfranken nachgehen will, muss sich die Mühe machen, genau hinzusehen. Zwar fehlen allein im Bereich der Arbeitsagentur Hof trotz vieler Anstrengungen aktuell noch rund 150 Ausbildungsplätze, die Biographien von Christina und Laura zeigen jedoch beispielhaft, dass die Realität selbst für junge gut ausgebildete Frauen längst nicht nur die Abwanderung ist. Für Jugendliche in Oberfranken gilt – wie für alle Jugendlichen: Ihr Leben ist ein persönliches, soziales und wirtschaftliches Projekt, das geplant werden muss.

Junge Menschen wachsen hinein in eine Welt, in der scheinbar viele Türen offen stehen, die Wege dorthin aber gut geplant sein wollen – und zwar von ihnen selbst. Der Verlust gesellschaftlicher Strukturen und Selbstverständlichkeiten wird ersetzt durch die individuelle Entscheidung, Aus dem „entscheiden dürfen“ wird dabei zugleich ein „entscheiden müssen“. Dies betrifft alle Lebensbereiche: Freundschaften, Beziehungen, Berufswahl, Outfit, Handymarke, Facebookprofil. Längst ist der Status in unserer Gesellschaft nicht mehr ein Leben lang vorgegeben. Jeder hat die Freiheit, etwas aus sich zu machen, vorausgesetzt er verfügt über die notwendigen Ressourcen. Die Verantwortung liegt dennoch bei jedem selbst. Die Zukunftsforscher Andreas Steinle und Peter Wippermann sprechen vom „Schicksal als Designaufgabe“. Dazu sind die meisten Jugendlichen durchaus bereit.

Die Shell-Jugendstudie spricht von einer pragmatischen Generation, die sich behauptet¹. Optimisten sind sie zudem: 59 % der Jugendlichen in Deutschland schätzen ihre Zukunft als positiv ein, nur 6 % sehen schwarz². Dass dieses Leben anstrengend ist, liegt auf der Hand. Fast zwei Drittel der 11 – 29jährigen in Deutschland finden, dass der Druck in Arbeit, Schule oder Studium von Jahr zu Jahr größer wird. Bernhard Heinzlmeier, Autor der Trendscout-Studie, spricht von Stress als Grundgefühl der Jugend unserer Zeit³.

Das Karl Valentin zugeschriebene Bonmot, Prognosen seien schwierig, vor allem wenn sie die Zukunft betreffen, gilt auch für die Planung des eigenen Lebens, nicht nur, aber besonders für Jugendliche. In der Modernisierung unseres Lebens nimmt die Verlässlichkeit von Strukturen und sozialen Systemen rapide ab. Was ist unsicher? Die Rente oder Atomkraftwerke? Was ist haltbarer? Die Ehe oder Versprechen der Politik? Leitbilder, an denen sich Jugendliche orientieren können, sind rar. Nur zehn Prozent der Jugendlichen sind Vorbilder wichtig⁴. Kein Wunder, die Entscheidungen über das Standing im Leben kann einem keiner abnehmen.

Was heißt das nun für die Kirche in der Region? Angesichts der geschilderten gesellschaftlichen Entwicklung könne man auf den Gedanken kommen, junge Menschen bräuchten von ihrer Kirche eine Wegweisung für ihr Leben. Das wäre zu kurz gedacht. Erst einmal trauen

Jugendliche einer Organisation, die ihre Wurzeln derart in der Vergangenheit hat, einen entscheidenden Hinweis für die persönliche Zukunft kaum zu. Zudem erschweren Lebensalter und Beamtenstatus vielen kirchlichen Vertretern den Blick auf die Realität, die sich jungen Menschen heutzutage darbietet. Ein Gespräch auf Augenhöhe mit der Ermutigung, auf die eigenen Stärken und Gott zu vertrauen ist ein guter Anfang – doch Kirche kann mehr für Jugendliche in der Region.

Jeder dritte evangelische Jugendliche in Deutschland wird irgendwann in seinem Leben von evangelischer Jugendarbeit erreicht⁵. Auch in Oberfranken ist das Angebot Evangelischer Jugendarbeit breit gefächert. Es reicht von Jugendgruppen in Kirchengemeinden über das Angebot der Dekanatsjugenden bis hin zu den Evangelischen Jugendverbänden wie CVJM, VCP oder Evang. Landjugend. Im Gegensatz zum Religions- oder Konfirmandenunterricht ist die Teilnahme an den Angeboten der Jugendarbeit freiwillig.

Leute treffen und etwas miteinander machen

Katrin Fauser und ihre Kollegen haben herausgefunden: Unabhängig von Programm, Organisationsform und religiöser Ausrichtung der Gruppe – Jugendliche besuchen immer aus den gleichen beiden Gründen Angebote der Jugendarbeit: „Leute treffen“ und „etwas miteinander“ machen⁶. Die Bedeutung dieses Angebots ist nicht zu unterschätzen, für die Jugendlichen selbst, wie für die Region.

Jugendliche lernen in der Jugendarbeit Eigenverantwortlichkeit und Gemeinsinn. Insbesondere evangelische

1 Arbeitsagentur Hof, Presse-Info 17 vom 28.04.2011, http://www.arbeitsagentur.de/nn_168962/Dienststellen/RD-BY/Hof/AA/Presse/Presseinformationen/2011/20110428-Der-Arbeitsmarkt-im-April.html abgerufen am 11.05.2011

2 Steinle, A & Wippermann, P., S. 162

3 http://www.shell.de/home/content/deu/aboutshell/our_commitment/shell_youth_study/2010 Zugriff am 18.04.2011

4 http://www-static.shell.com/static/deu/downloads/aboutshell/our_commitment/shell_youth_study/2010/youth_study_2010_graph_optimism.pdf Zugriff am 18.04.2011

5 Heinzlmeier, B. (2007) Jugend unter Druck. Hamburg/Wien: t-factory. S. 6, <http://www.tfactory.com/files/upload/Leistungsdruck.pdf> Zugriff am 18.04.2011

6 Heinzlmeier, B. (2007). a. a. O. S. 4

Jugendarbeit hat dabei den Ruf, besonderen Wert auf die Ausbildung von sozialen Kompetenzen zu legen⁷. Doch auch für die Region ist die Bedeutung kirchlicher Jugendarbeit nicht zu unterschätzen. Das Jugendprogramm des Bezirks Oberfranken spricht gar von Jugendarbeit als Standortfaktor: „Die Entscheidung über Bleiben oder Wegziehen hängt auch davon ab, wie verwurzelt Jugendliche in ihrer Heimat sind. Jugendarbeit trägt erheblich zur Verwurzelung bei.“⁸

Die Biographien von Christina und Laura bestätigen diese Theorie. In den Gruppen der Evangelischen Landjugend in Hallerstein und Thiersheim fanden sie Leute, mit denen sie gemeinsam mit Spaß etwas machen konnten.

Impulse

1. *Verwirklichen Sie das „Evangelium des ‚Du wirst gebraucht!‘“*

„Das Potenzial herkömmlicher Missionskampagnen in Deutschland wie Pro Christ ist ausgereizt“, stellte der Missionsbeauftragte der EKD, Bischof i. R. Axel Noack bei seinem Vortrag vor dem Runden Tisch des Netzwerks „Gemeinsam für die Region“ fest. Zwar seien Aktionen wie Pro Christ notwendig, ihre Wirkung sei indes begrenzt, weil sie vorwiegend Menschen ansprechen, die ohnehin schon eine Beziehung zum Glauben hätten. Wollte man Kirchenferne ansprechen, sei es wichtig sich auf ihre (scheinbar gottesferne) Lebenswelt einzulassen. Die Fragen nach dem Glauben entstehen dann oft von selbst.

⁷ Nach Fauser, K, et al, S. 16, erreicht Evang. Jugendarbeit 10,1 % aller Jugendlichen (evangelische, katholische, andere bzw. ohne Konfession) in Deutschland. Rechnet man nach den Angaben der Studie Jugendliche anderer Konfession bzw. ohne Konfession heraus ergibt sich eine Reichweite von 33 % bei evangelischen Jugendlichen.

⁸ Fauser, K. et al, S. 143

Das „Evangelium des ‚Du wirst gebraucht!‘“ heißt: Zuerst Menschen mit ihren Stärken zu sehen und für ein gemeinsames Tun zu gewinnen, ihnen vermitteln: „Wir brauchen dich. Du Mensch mit Deiner Arbeit bist bei uns wichtig.“ In der tatkräftigen Mitarbeit und in der Wertschätzung kann eine frohe Botschaft stecken, die sich durch Verkündigung nicht annähernd erfahren lässt. Probieren Sie es aus – am besten mit scheinbar kirchenfernen Jugendlichen!

2. *Nutzen Sie die Dorfressourcen.*

Brauchtum und Traditionen wie etwa die Kirwa sind vielerorts fester Bestandteil evangelischer Landjugendarbeit. Brauchtum wird häufig schon seit Generationen gepflegt, verbindet das ganze Dorf, oft über Altersgrenzen hinweg. Auf dem Land ist Brauchtum auch ein wichtiger Ausdruck von Jugendkultur – mit entsprechendem Wert für die Jugend. Der Jugendforscher Joachim Faulde formuliert das so: „Brauchtum bildet für Jugendliche eine Erlebnisenklave und ist ein Ort der Alltagstranzendierung“. Ekstase, Erotik, Emotionalität – die Kirwa ist ein Ort, an dem Jugendliche dem Alltag entfliehen können und sich doch in der Lebenswelt des Dorfes aufgehoben wissen. Brauchtum ist ein Ort der Partizipation im Dorf. Gerade weil die ältere Generation ein Interesse an der Weitergabe des Brauchtums hat, gesteht sie Jugendlichen Freiräume bei der Ausgestaltung des Brauchtums zu, oft sind gerade sie die zentralen Akteure – etwa als Kerwaburschen und -maadla. Brauchtum ist eine Brücke der Generationen im Dorf, die beiden nutzen kann – eine Brücke an der auch die Kirche anknüpfen kann und sollte!

Materialien

„Selbstbewusst in der Mitte Europas“

Ausschnitte aus dem Vortrag von Michael Weigl, 2006

... An einem herrlichen Herbsttag war mein erstes Interview erst für den frühen Nachmittag terminiert, so dass mir am Vormittag Zeit blieb, die Luisenburg zu besichtigen. Anschließend führte mich mein Weg quer durch das halbe, sonnendurchflutete Fichtelgebirge. Und als mich mein Gesprächspartner dann auch noch auf seiner Terrasse erwartete, von der man einen atemberaubenden Ausblick hatte, entkam mir berauscht der Satz: „Mei, haben Sie's schön hier.“ Der Mann lächelte und an der Art seines Lächelns merkte ich bereits, dass ich ihm wohl ziemlich naiv vorkam. Er antwortete: „Schön ist es wirklich. Aber davon kann niemand leben.“

Mir ist dieser Satz deshalb so gut in Erinnerung geblieben, weil er pointiert den Tenor vieler meiner Gespräche hier im Fichtelgebirge zum Ausdruck brachte, nämlich: Resignation. ...

... In der Psychologie zeichnen sich depressive Menschen dadurch aus, dass sie die Realität zu deutlich sehen. Optimismus, der in Engagement mündet, hat demnach viel mit Selbstbetrug zu tun. Ganz ohne eine rosa Brille, die freilich noch genügend Sicht auf das lassen muss, was um einen geschieht, geht es nicht. ...

... Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass die Region kein Identitätsangebot für ihre Bürger bereitstellt, das der wirtschaftlichen Resignation wirkungsvoll begegnet. Im Gegenteil: Das selbstkritische, ökonomiezentrierte Selbstbild ist mit Teil des Problems. ...

... Wie also könnte eine solche Identitätspolitik, welche der resignativen Abwärtsspirale entgegenwirkt, für das Fichtelgebirge aussehen? ...

... Vorweg ein Wort zu den handelnden Akteuren: Regionale Identitätsarbeit bedarf, um Erfolg zu haben, der diskursiven Einbeziehung möglichst breiter Bevölkerungsschichten. Dies ist nicht nur notwendig, um die Region zu einem Projekt aller zu machen, wodurch breite gesellschaftliche Unterstützung zu Prozess und Ergebnis frühzeitig gesichert wird. Wer mitarbeitet, wird an einem Erfolg interessiert sein und ein Scheitern nicht so rasch hinnehmen. Die Teilhabe so vieler wie möglich an diesem Projekt ist auch deshalb anzustreben, weil so deutlich gemacht wird, dass man sich nicht mit dem Gegebenen zufrieden gibt, dass etwas geschieht und dass jeder Einzelne wichtig ist, damit etwas geschieht. Das Selbstvertrauen stärken, um selbstbewusst agieren zu können: Natürlich verbirgt sich hinter einem solchen Ansatz viel symbolische Politik. Doch darf er sich nicht darin erschöpfen. Den Menschen muss nicht nur das Gefühl vermittelt werden, gehört zu werden. Ihre Stimme muss auch tatsächlich Gehör finden. Hinsichtlich der Art und Weise, wie dies zu bewerkstelligen ist, sind verschiedene Wege denkbar wie beispielsweise die regionale Presse, Bürgerforen oder Meinungsumfragen, immer begleitet von einer offensiven Öffentlichkeitsarbeit. ...

... Nicht zuletzt scheint mir diesbezüglich auch die Kirche eine zentrale Rolle zu spielen. Das Charakteristikum der säkularisierten Gesellschaft ist allgegenwärtig. Nichtsdestotrotz ist es die Kirche, welche die Menschen unmittelbar vor der eigenen Haustür abholt, sie anspricht, ihnen zuhört und deren Wort gehört wird. Die Kirchen, obwohl schon hunderte Male totgesagt, stellen immer noch eine moralische Größe dar, die zwar nicht mehr Berge versetzen kann, auf deren Stimme die Öffentlichkeit aber doch nicht verzichten will. Bezüglich einer ganzen Reihe von Themen würde es keinem Medienvertreter einfallen, die Meinung der Kirchen nicht einzuholen. Dies sollte

und darf in Fragen von Identität nicht anders ein. Man solle – so heißt es – „die Kirche im Dorf lassen“, denn – so würde ich hinzufügen – genau dort gehört sie hin. Es ist das Faustpfand der Kirche, dass sie wie wohl keine andere Organisation lokal verwurzelt ist. Gotteshäuser, die im Zentrum eines Ortes in den Himmel ragen, symbolisieren nicht die Bedeutung der Kirche in vergangenen Tagen. Sie drücken ebenso die Bedeutung der Kirchen in Gegenwart und Zukunft aus. Ohne die Stimme der Kirchen können Identitätsangebote nicht gelingen. „Wer sind wir?“, „Wie wurden wir, wie wir sind?“, „Wohin gehen wir?“ Wer könnte mehr berufen sein als die Kirchen, sich in solche Debatten um gesellschaftliche Orientierung lautstark einzumischen? ...

„Kirche in ländlichen Räumen“

Auszüge aus einem Vortrag

von Bischof Prof. Dr. Martin Hein, Kassel

beim Alexandersbader Gespräch am 27.11.2010

1. Heile Welt auf dem Land?

Lange Zeit hat man in Deutschland recht pauschal von einem „Stadt-Land-Gefälle“ gesprochen. Wo dies geschieht, sind nicht nur Unterschiede in der Besiedlung, der Art der Arbeitsplätze und der Infrastruktur im Blick, sondern „Stadt“ und „Land“ symbolisieren auch unterschiedliche Lebensstile: Ein eher traditionelles und an konservativen Werten ausgerichtetes Leben auf dem Land steht einem selbstbestimmten, der sozialen Kontrolle weitgehend entzogenen Leben in den Städten gegenüber.

Auch das kirchliche Leben in Stadt und Land weist unzweifelhaft Kennzeichen eines solchen „Gefälles“ auf: Die

Kirchlichkeit auf dem Land ist vergleichsweise hoch. Bis in die 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts war es in manchen Dörfern üblich, dass aus jedem „Haus“ mindestens eine Person sonntags zum Gottesdienst ging, bei Beerdigungen ist das teilweise bis heute Brauch. In den Städten dagegen sanken die Zahlen der Gottesdienstteilnehmer schon deutlich früher als auf dem Land, und auch sonst waren die Anzeichen der Entfremdung von der Kirche beizeiten erkennbar. Das Land steht gemeinhin für Themen wie Natur, Landwirtschaft, Tradition und Heimat. Kirchenaustritte bildeten hier eine Ausnahmeerscheinung, während sie im städtischen Kontext deutlich anstiegen.

All diese Beobachtungen sind natürlich nicht falsch, aber sie verleiten zu simplifizierenden Deutungen und entsprechend ungenauen Strategien.

Für die gegenwärtigen und künftigen Herausforderungen ist eine detailliertere Analyse des „Landes“ notwendig: Wie leben die Menschen in einem konkreten ländlichen Raum? Wo und was arbeiten sie? Wie und wo verbringen sie ihre Freizeit? Welche Rolle spielen Glaube und Kirche? Welche Menschen wohnen in unseren Dörfern? Wie ist das Verhältnis von Alteingesessenen und Neuzugezogenen?

Bei dieser Analyse müssen die konkreten Erfahrungen der Verantwortlichen in den jeweiligen Regionen mit den eher summarischen Ergebnissen soziologischer Untersuchungen abgeglichen werden¹. Dabei kann es nicht darum gehen, „Stadt“ und „Land“ gegeneinander auszuspielen. Die vor uns liegende Aufgabe besteht vielmehr darin, einen genauen Blick auf die jeweiligen Lebenswirklichkeiten von Menschen in unterschiedlichen Lebensumfeldern zu werfen und diese bei der Planung unseres kirchlichen Handelns zu berücksichtigen. Andernfalls

¹ Hilfreiche und detaillierte demographische Informationen stellt der im Internet verfügbare „Wegweiser demographischer Wandel“ der Bertelsmann-Stiftung zur Verfügung: www.wegweiserdemographie.de.

wächst die Gefahr, an den Erwartungen und Bedürfnissen der Menschen vorbei zu gehen.

2. Regionale Perspektiven

Dabei kann es nicht darum gehen, „Stadt“ und „Land“ gegeneinander auszuspielen. Die vor uns liegende Aufgabe besteht vielmehr darin, einen genauen Blick auf die jeweiligen Lebenswirklichkeiten von Menschen in unterschiedlichen Lebensumfeldern zu werfen und diese bei der Planung unseres kirchlichen Handelns zu berücksichtigen. Andernfalls wächst die Gefahr, an den Erwartungen und Bedürfnissen der Menschen vorbeizugehen.

Die Pluralität ländlicher Räume

„Das“ Land gibt es schon lange nicht mehr – falls es dies überhaupt je gegeben hat. Die Situation in den einzelnen ländlichen Regionen Deutschlands ist sehr unterschiedlich, auch innerhalb der einzelnen Gliedkirchen der EKD. Dennoch lassen sich einige Faktoren identifizieren, die für die absehbare Entwicklung konstitutiv sind:

- Der demographische Wandel führt zu einem Rückgang der Gesamtbevölkerung und zu einem signifikanten Anstieg des Anteils älterer Menschen in Deutschland.
- Zum demographischen Wandel gehören weiterhin Wanderungsbewegungen aus Gegenden mit wenigen Arbeitsplätzen in Richtung wirtschaftlich prosperierender Regionen. Dies kann zu einer sozialen Entmischung verschiedener Bevölkerungsschichten und Altersgruppen, ja zum Zerbrechen des dörflichen Generationenverbundes führen.
- Gebiete mit schrumpfender Bevölkerung erleiden auch Einbußen im Bereich der Infrastruktur: Bildungs- und Betreuungseinrichtungen, Einkaufsmöglichkeiten

und Dienstleistungen werden unter Umständen weniger und schwerer erreichbar.

- Die Aufgabe der Integration von Migranten unterschiedlicher Herkunft, die den Bevölkerungsschwund teilweise kompensieren sollen, kommt neu in den Blick.
- Die Pluralisierung von Lebensstilen und -formen und die damit verbundene Ausdifferenzierung der Milieus setzen sich weiter fort. Traditionelle Lebensformen und Rollenmuster verlieren demgegenüber zunehmend an Bedeutung.

Diese Rahmenbedingungen sind keine Determinanten für die kirchliche Entwicklung, aber eine Kirche, die nahe bei den Menschen sein will, kann sich nicht unabhängig von ihrem gesellschaftlichen Kontext entwickeln. Für die Zukunft der evangelischen Kirche auf dem Land bedeutet das primär, dass sie sich Klarheit über ihre Entwicklungsmöglichkeiten in der jeweils konkreten Situation verschaffen muss. Mit anderen Worten: Das Land ist nichts Selbstverständliches (mehr), sondern das Land muss neu entdeckt werden!

Um es an einem Beispiel aufzuzeigen: Im Bereich der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck gibt es Gebiete im ehemaligen „Zonenrandgebiet“, in denen schon heute der Bevölkerungswandel deutlich zu spüren ist: Sterbeüberschuss und Abwanderung lassen in diesen traditionell evangelisch geprägten Gegenden die Dörfer und damit auch die Kirchengemeinden schrumpfen. Leerstände von Wohnraum, aufgegebene landwirtschaftliche Betriebe und fallende Immobilienpreise sind unübersehbare Indikatoren dieser Entwicklung. Struktur- und so etwas wie eine „kollektive Trauerbegleitung“ gehören hier zu den Aufgaben der Kirche. Dagegen gibt es im südlichen Bereich der Landeskirche, die bis ins Rhein-Main-Gebiet hineinreicht, prosperierende Regionen mit deutlichem Bevölkerungszuwachs.

Allerdings zeigt sich hier das Phänomen, dass der kommunale Bevölkerungszuwachs sich bislang nur in sehr begrenztem Umfang auch positiv auf die Gemeindegliederzahlen der Kirchengemeinden auswirkt. Das legt den Schluss nahe, dass hier vor allem Menschen zuziehen, die der Kirche nicht (mehr) angehören. Hier sind auf die jeweiligen örtlichen Gegebenheiten zugeschnittene missionarische Konzepte gefragt, die zum Glauben und zur Kirchenmitgliedschaft einladen.

Schon dieses Beispiel einer Landeskirche mittlerer Größe zeigt: Man kann angemessen nur von „ländlichen Räumen“² im Plural sprechen. Die aktuelle Studie der EKD „Wandeln und gestalten. Missionarische Chancen und Aufgaben der evangelischen Kirche in ländlichen Räumen“ trägt dem Rechnung und unterscheidet im Anschluss an gängige soziologische und raumplanerische Untersuchungen sieben verschiedene Typen ländlicher Räume, für die sie jeweils Perspektiven kirchlichen Handelns beschreibt. ...

Strategien für die Kirche in ländlichen Räumen

Im Blick auf die derzeitigen und künftigen Herausforderungen für die Kirche in ländlichen Räumen ist es entscheidend, mit welcher Haltung diese angegangen werden. Unser Thema kann nicht länger das Bemühen um bloße Besitzstandswahrung sein! Das führt letztlich nur zur Frustration. Vielmehr muss es darum gehen, das kirchliche Handeln an den jeweiligen regionalen Entwicklungschancen zu orientieren. Das bedeutet auch, dass es keine „Patentrezepte“ gibt, sondern innerhalb landeskirchlicher oder gar EKD-weit abgesteckter Rahmenbedingungen regional passgenaue Ansätze zu entwickeln sind. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit und Allgemeingültigkeit seien im Folgenden einige Ansätze genannt³:

2 EKD-Texte 87, Hannover 2007.

3 Vgl. auch Martin Hein: Gelobtes Land. Bericht des Bischofs zur

3.1 Missionarische Kirche in ländlichen Räumen

Die missionarische Dimension der Kirche stand in den vergangenen Jahrzehnten nicht immer ausreichend im Fokus kirchlichen Handelns. Gerade auf dem Land hat man sich darauf verlassen, dass die Weitergabe des Glaubens in der Familie und im Gefüge des Dorfes weiterhin so funktioniert, wie das über viele Generationen hinweg der Fall war. Künftig sind – auch auf dem Land! – jene Milieus stärker in den Blick zu nehmen, deren kirchliche Bindung gering ist. Mission und Mitgliedergewinnung sind nicht nur in städtischen Kontexten eine zentrale kirchliche Aufgabe. Aus gutem Grund wählt das EKD-Papier „Wandeln und gestalten“ darum den (biblisch fundierten) Wachstumsbegriff als „Leitbegriff für die Beurteilung der kirchlichen Entwicklung in ländlichen Räumen“⁴.

Es geht hier um das, was das EKD-Impulspapier „Kirche der Freiheit“ den „Aufbruch in den kirchlichen Kernangeboten“ nennt⁵.

Gerade weil es nicht mehr selbstverständlich ist, zu glauben und zur Kirche zu gehören, muss die evangelische Kirche auch in ländlichen Räumen ihr Augenmerk verstärkt darauf richten, „den Menschen geistliche Heimat zu geben“ (1. Leuchtfeuer). Dabei kommt der Begleitung der Lebenszyklen der Menschen in ländlichen Räumen eine besondere Bedeutung zu: einmal im Blick auf die Begleitung der individuellen Lebensübergänge durch die Kasualien, aber auch hinsichtlich des dörflichen Lebenszyklus in Form von Festen, Jubiläen und anderen öffentlichen Ereignissen. Gerade dort, wo Kirche und Glaube noch weitgehend selbstverständliche Bestandteile des öffentlichen Lebens im Dorf sind, ist die kirchliche Beteiligung am öffentlichen Leben mit großer Sorgfalt zu pflegen und nach Möglichkeit noch auszubauen.

Herbsttagung der Landessynode 2004, Kassel 2004, S. 24–26.

4 Wandeln und gestalten, S. 41–43.

5 Kirche der Freiheit, S. 48–61.

3.2 Aufgabenkritik

Die Aufgaben von Kirchengemeinden im Allgemeinen und von Pfarrerinnen und Pfarrern im Besonderen sollten einer kritischen Durchsicht unterzogen werden. Wo die Bevölkerungsdichte und damit auch die finanziellen Ressourcen zurückgehen, ist eine Konzentration auf die „Kernaufgaben“ und auf die vorhandenen Stärken unumgänglich: Dazu gehören Gottesdienste, Amtshandlungen, Seelsorge und Unterricht. Auf diesen Kernbereich müssen sich Pfarrerinnen und Pfarrer konzentrieren, was auch bedeuten kann, dass überkommene und lieb gewonnene andere Arbeitsbereiche – wie zum Beispiel die regelmäßige Betreuung von Gruppen und Kreisen – aus dem Portfolio pfarramtlicher Tätigkeiten herausfallen. Ein Hauptkriterium solcher Aufgabenkritik wird sein, ob in dem jeweiligen Arbeitsfeld ein klares evangelisches Profil erkennbar ist. Ein konkretes Beispiel mag das veranschaulichen: Wenn ein kirchlicher Seniorenkreis hauptsächlich der Pflege von Geselligkeit dient und Themen des christlichen Glaubens und Lebens nur hin und wieder vorkommen, dann sollte hier nach neuen Arbeitsformen gesucht werden. Eine Kooperation mit den „Landfrauen“ oder mit kommunalen Angeboten der Seniorenarbeit, die klar profilierte kirchliche Veranstaltungen mit in ihr Programm einbeziehen, wird nicht nur zur Entlastung des Pfarrers oder der Pfarrerin beitragen, sondern möglicherweise auch neue Zielgruppen kirchlicher Angebote erschließen. Es ist daher unumgänglich, Prioritäten zu setzen und damit auch Posterioritäten zu identifizieren. Beides muss kommuniziert werden, insbesondere dann, wenn pfarramtliche Arbeitskraft aus dem einen oder anderen Bereich abgezogen wird. Andernfalls besteht die Gefahr, dass der fatale Eindruck entsteht: „Die Pfarrerin macht jetzt keine Frauenhilfe mehr, weil sie mit uns nichts zu tun haben will.“

3.3 Die Präsenz von Pfarrerinnen und Pfarrern

In der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck ist die Zahl der Pfarrstellen durch eine Relationsformel an die Zahl der Gemeindeglieder gebunden: Rund 1.230 Gemeindeglieder finanzieren eine Pfarrstelle. Unter Berücksichtigung der so genannten Funktionalpfarrstellen kommen derzeit auf eine volle Gemeindepfarrstelle durchschnittlich rund 1.580 Gemeindeglieder. Mit diesen Rahmenbedingungen hat die Landessynode – in bewusster Abweichung von den im Impulspapier „Kirche der Freiheit“ vorgezeichneten Linien – eine deutliche Priorität für die Erhaltung eines möglichst engmaschigen Pfarrstellennetzes in der Fläche gesetzt.

In anderen Landeskirchen ist das Zahlenverhältnis zwischen den Pfarrstellen und ihrer durch Gemeindegliederzahlen ausgedrückten Finanzierungsbasis deutlich ungünstiger, so dass die Maschen des Pfarrstellennetzes entsprechend weiter geknüpft werden müssen.

Die Leitkriterien für die pastorale Präsenz in ländlichen Räumen lassen sich mit folgenden Stichworten beschreiben:

- Die Residenzpflicht für Pfarrerinnen und Pfarrer sollte gerade in ländlichen Regionen der Regelfall bleiben. Grundlegender Bestandteil des pfarramtlichen Dienstes ist es nach wie vor, mit den Menschen zu leben, denen die Bezeugung des Evangeliums gilt. Darum reicht es – zugespitzt formuliert – nicht aus, der Residenzpflicht durch das Wohnen am Ort zu „genügen“, sondern Pfarrerinnen und Pfarrer müssen in ihren Gemeinden erkennbar präsent und ansprechbar sein. Gerade in Situationen, in denen zu einer Pfarrstelle zahlreiche Orte gehören, ist der Frage der Präsenz in den einzelnen Dörfern besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Dafür reicht es oft schon aus, vor oder nach Gottesdiensten und

Amtshandlungen Zeit und ein offenes Ohr für die anwesenden Menschen zu haben.

- Auch dort, wo die Maschen der pfarramtlichen Versorgung weit geknüpft sind, sollten die Geschäftsverteilungspläne konkrete Zuständigkeiten für einzelne Orte festlegen. Das Wissen darum, welcher Pfarrer oder welche Pfarrerin für einen zuständig ist, erleichtert vielen Menschen die Kontaktaufnahme mit Kirche und vermittelt ihnen das Bewusstsein, dass die Kirche „da ist“.

3.4 Parochien und regionale Kooperationsräume

Die Parochialgemeinde ist die klassische Form der Kirchengemeinde auf dem Land. Auch wenn im Blick auf die Zuschnitte von so genannten „Kirchspielen“ und den Umfang von Pfarrstellen aktueller Handlungsbedarf besteht, so bleiben die einzelnen Ortsgemeinden doch die Grundlage der kirchlichen Organisation. Kirchliches Leben, das in überschaubaren Räumen verantwortet und organisiert wird, stärkt die Verbundenheit der Mitglieder mit ihrer Kirche. Von dieser Voraussetzung her ist dann danach zu fragen, welche Aufgaben sinnvollerweise auf gemeindlicher oder auf übergemeindlicher Ebene wahrgenommen werden sollen.

Die Möglichkeiten dazu sind vielfältig. An der Konfirmandenarbeit etwa lässt sich zeigen, wie regionale Kooperationen aussehen können: Wenn es an mehreren Orten nur wenige Konfirmandinnen und Konfirmanden gibt, spricht vieles dafür, die Konfirmandenarbeit in Kooperation mit Nachbargemeinden durchzuführen. Das kann punktuell geschehen, zum Beispiel bei Projekten oder Konfirmandenfahrten, oder aber auch während der gesamten Konfirmandenzeit. Wie groß solche Kooperationsräume sind, hängt von mancherlei Bedingungen ab: Dieser Raum wird in einer Gegend mit zahlreichen

kleinen Dörfern mit hohem evangelischem Bevölkerungsanteil geographisch kleiner ausfallen als in einer Diasporasituation. Leben die evangelischen Jugendlichen über ein größeres Gebiet verteilt, kann es in Einzelfällen sogar sinnvoll sein, den Konfirmandenunterricht in räumlicher Nähe zu einer zentral gelegenen Schule anzubieten. Die Zunahme von Ganztagschulen wird ohnehin auch auf dem Land neue Formen der Konfirmandenarbeit generieren.

Die Konfirmation hat nach wie vor eine besondere Bedeutung für die religiöse Identität junger Menschen. Und manches spricht dafür, dass sich die unter Erwachsenen zu beobachtende biographische Verknüpfung mit den Kirchengebäuden, in denen man Amtshandlungen erlebt hat, auch in der folgenden Generation fortsetzt. Darum sollte auch bei einer Kooperation mehrerer Gemeinden im Konfirmandenunterricht die Konfirmation der Jugendlichen jeweils im Heimatort stattfinden.

Weitere Möglichkeiten zur regionalen Kooperation bieten sich bei Gottesdiensten (Kanzeltausch an Feiertagen), Gemeindegruppen (gemeinsame Einladung von Referenten und Durchführung von Fahrten) oder Kasualien (regelmäßige gegenseitige Vertretung).

Bestanden früher zwischen einzelnen Dörfern geradezu „Abgründe“, so gibt es inzwischen – der Not gehorchend – vermehrt Kooperationen zwischen einzelnen Dörfern, die von der Spielgemeinschaft im Fußball bis zur gemeinsamen Freiwilligen Feuerwehr reichen können. Solche Gegebenheiten dürfen bei der Planung von kirchlichen Kooperationsräumen nicht unberücksichtigt bleiben! Das bedeutet in der Konsequenz, dass die Kirchenleitung auf der landeskirchlichen und der mittleren Ebene zwar Rahmenbedingungen schaffen und Anregungen geben kann, die jeweiligen Kooperationsabsprachen aber sinnvoll nur in der Region selbst getroffen werden können. Es gibt eben kein Universalkonzept für „den ländlichen

Raum“, sondern es sind differenzierte Konzepte für unterschiedliche Regionen notwendig.

3.5 Regionale Anbindung funktionaler Dienste

Auf die gesellschaftliche Ausdifferenzierung hat die evangelische Kirche mit der Schaffung und Stärkung von funktionalen Diensten jenseits der Parochialstruktur reagiert. Hier ist zu überlegen, welche dieser funktionalen Dienste sinnvollerweise regional ausgerichtet und auch dort angebunden werden können. Ein in der Region erreichbares funktionales Angebot kann Pfarrerinnen und Pfarrer in den Gemeinden deutlich entlasten.

Daneben besteht die Möglichkeit, den Erhalt eines möglichst engen Pfarrstellennetzes insofern zu unterstützen, als kleinen Gemeindepfarrstellen übergemeindliche „Zusatzaufträge“ zugeordnet werden. Dass ein solches Modell erhöhte Anforderungen sowohl an die landeskirchliche Personalpolitik wie auch an die jeweiligen Stelleninhaberinnen und Stelleninhaber stellt, soll dabei nicht verschwiegen werden.

3.6 Die Kirche im Dorf lassen!

Die hohe symbolische Bedeutung von Kirchengebäuden ist in den vergangenen Jahren neu ins Bewusstsein evangelischer Christinnen und Christen getreten. Die Beobachtung, dass sich auch in zunehmend entvölkerten Regionen der neuen Bundesländer Menschen für den Erhalt von Dorfkirchen engagieren, obwohl sie selbst der Kirche gar nicht (mehr) angehören, spricht Bände! Um wie viel mehr haben die Kirchengebäude in den Dörfern, in denen der überwiegende Anteil der Bevölkerung der Kirche angehört, eine identitätsstiftende Funktion! Die Verbundenheit der Menschen mit ihren Kirchengebäuden äußert sich in ganz unterschiedlicher Weise.

Um einige Beispiele anzuführen:

- Für den Schmuck der Kirche zu den hohen Festen wie Weihnachten oder Erntedank zu sorgen, ist für viele Menschen eine Selbstverständlichkeit, ja sogar eine Ehre.
- In manchen Dörfern wird bis heute die Tradition gepflegt, dass die Familien der Konfirmanden vor der Konfirmation die jährliche Grundreinigung der Kirche durchführen.
- Auf besonders eindrückliche Weise kommt die Liebe der Menschen auf dem Land zu ihren Kirchen zum Tragen, wenn Renovierungs- oder Sanierungsmaßnahmen anstehen. Eigenleistungen in erheblichem Umfang sind hier ebenso zu nennen wie Spendenaktionen mit erstaunlichen Ergebnissen. Die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck etwa hat in den vergangenen Jahren mit der „Stiftung Kirchenerhaltungsfonds“ ein wirksames Motivationsinstrument geschaffen: Die von den Gemeinden aufgebrauchten Mittel werden durch Komplementärmittel in gleicher Höhe durch diesen Fonds verdoppelt. Dass Kirchengemeinden mit kaum mehr als 500 Gemeindegliedern fünfstellige Summen zusammenbekommen, ist gar keine Seltenheit!

Die Verbundenheit mit den Kirchengebäuden muss nicht nur gepflegt werden, sondern es sollten zugleich auch kreative Wege gesucht werden, diese wichtige Funktion der Kirchengebäude inhaltlich zu nutzen und gegebenenfalls zu erweitern.

3.7 Differenzierte Gottesdienstangebote auch in ländlichen Räumen

Die Gottesdienste zu den großen kirchenjahreszeitlichen Festen (Weihnachten, Jahreswechsel, Ostern, Himmelfahrt [!], Pfingsten und Erntedank), die Festgottesdienste



Die Pfarrerin ist bei lokalen Anlässen wie Kirmes mittendrin.

zu besonderen lokalen Anlässen (Kirmes, Dorf- und Vereinsjubiläen) und die Gottesdienste im Rahmen von Amtshandlungen – allen voran die Beerdigungen – spielen in ländlichen Räumen eine herausragende Rolle. Daneben aber stellt der „Gottesdienst mit Wenigen“ oft den ländlichen Normalfall dar⁶. Für diese ganz unterschiedlichen Gottesdienstformen besteht zunächst das gemeinsame Erfordernis, sie jeweils sorgfältig vorzubereiten und ansprechend zu gestalten, wobei der „Gottesdienst mit Wenigen“ nicht unbedingt durch einen Pfarrer oder eine Pfarrerin geleitet werden muss.

Darüber hinaus sind Weiterentwicklungen in zwei Richtungen zu bedenken: Die EKD-Studie „Wandeln und gestalten“ fordert: „Es bedarf eines reflektierten und transparenten Nebeneinanders von leicht vorzubereitenden ‚Kleinen liturgischen Formen für Wenige‘ und ausstrahlungsstarken, einladenden Gottesdiensten in Zentren ländlicher Räume.“⁷ Dabei ist die Konzentration auf die Zentren ländlicher Räume nahe liegend, aber nicht zwingend. Denkbar ist auch, dass verschiedene – auch kleine – Gemeinden ein aufeinander abgestimmtes differenziertes Gottesdienstangebot entwickeln, zu dem jeweils regional eingeladen wird. Bei allen diesen Differenzierungen sind freilich die

⁶ Vgl. Christof Hartge: Gottesdienst mit Wenigen. Praktische Gedanken zu einem regulären Phänomen, Deutsches Pfarrerblatt 105 (2005), 619–622.

⁷ Wandeln und gestalten, S. 47.

unterschiedlichen Milieus und Zielgruppen im Blick zu behalten, um eine möglichst große Bandbreite an Angeboten zu erzielen.

3.8 Ehrenamtliche stärken

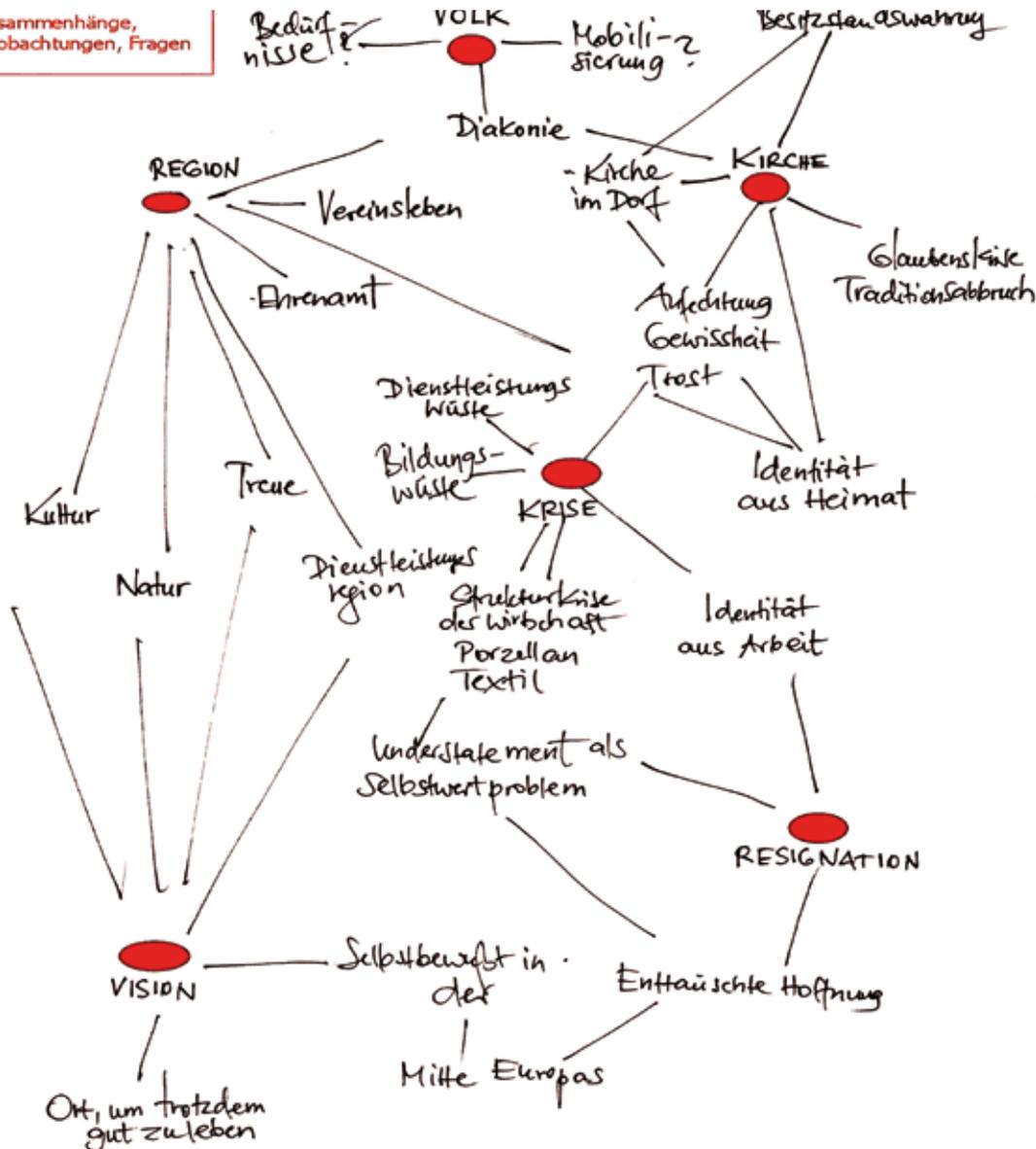
Die EKD-Studie „Wachsen und gestalten“ zeichnet von der Zukunft der Ehrenamtlichen in ländlichen Räumen folgendes Bild: „Der Förderung freiwilliger und ehrenamtlicher Arbeit kommt im Blick auf die zukünftige Entwicklung der Kirche in ländlichen Räumen eine Schlüsselbedeutung zu. Ohne sie werden viele kirchliche Tätigkeiten nicht aufrechtzuerhalten sein; ihr Anteil am kirchlichen Leben wird insgesamt zunehmen. Das quantitative Verhältnis etwa von Pfarrern und Pfarrerinnen zu Prädikanten bzw. Lektoren wird sich deutlich verändern. Neben den bestehenden kirchlichen Ehrenämtern werden sich möglicherweise neue etablieren – etwa das eines ehrenamtlichen Gemeindegurators als kirchlichem Ansprechpartner und Verantwortungsträger vor Ort in schwach strukturierten ländlichen Räumen.“⁸

Ein entscheidender Faktor bei dieser Entwicklung wird sein, dass die Ehrenamtlichen nicht als „Lückenbüßer“ für die weniger werdenden Pfarrern und Pfarrer erscheinen. Die Wertschätzung für ehrenamtliches Engagement in der Kirche darf sich nicht in Schlagworten wie dem vom „allgemeinen Priestertum“ erschöpfen, sondern muss sich in einer adäquaten Aus- und Fortbildung Ehrenamtlicher für ihre kirchlichen Tätigkeiten niederschlagen. Damit allerdings erhalten die Ehrenamtlichen ein deutlich stärkeres Gewicht gegenüber Pfarrern und Pfarrerinnen – auch im Blick auf die Festlegung von Schwerpunkten der Gemeindegurarbeit. Sich darauf einzustellen, ist darum zugleich eine Aufgabe der Aus- und Fortbildung von Pfarrern.

⁸ Wandeln und gestalten, S. 53f.

„Mindmap“ – eine theologische Landkarte

Zusammenhänge,
Beobachtungen, Fragen



Ein Oberfranken-Mutmach-Lied

„Es kummt unner Zeit!“

Text: H. G. Koch, 2003

Melodie: Klaus Weisheit + nach „Times A'changing“
von Bob Dylan

Wenns wu annersch im Friejjoor scho wächst und gedeiht
doo kos saa, dass bei uns derhaam immer nuch schneit
Obber wenn dann di Sunna es erschtamoll scheint
dauerts verza Dooch, und es is Summer
Und wie der Summer, su senn aa di Leit
Halt ner aus, Oberfrankn, ball kummt sa, dei Zeit!
Alla soongsa, du wohnst jo am Orsch vo der Welt
alla soongsa, wu annersch verdienst mehra Geld
doch des is net su wichtig, du erfüllst dir dein Traam
wohnst om End' der Welt, und es werd Summer
es werd Herbst, es werd Winter, und es dud der net leid
is su schee, Oberfrankn, sie kummt nuch, dei Zeit!

Die Winter senn lang und der Acker vull Staa
der Wind, der is rau, und di Leit, die senns aa
Sie hamm net vill ze redn, wall net vill passiert
bisd sa kennst, musst bleim, net bluus an Summer
obber wennst su long dooblebbst, no host aa dei Freid
wall am End, Oberfrankn, doo kummt sa, dei Zeit!

Die Fabrik, die macht zu, und di Lichter gehn aus
Die Gmaa hot ka Geld und du schaut nimmer raus
Doo musst saa wie a Baam, mit der Wurzl in Grund
und nur fest glaam, es werd widder Summer
und du bist doo derhaam und du host deina Leit
und du mussts bluus derwartn, sie kummt nuch, dei Zeit!

Ja, die Geg'nd is su orm , doch sie is aa su reich
su vill Leit, die wos kenna, des siggst bluus net gleich
Su vill Leem, su vill Kraft, su vill Herz, su vill Händ

und des alles net bluuß im Summer
es is vill zo schee fier di Traurigkeit
und mir haltn' aus, bis sa dann kummt, unner Zeit!

Wall es kummt moll der Tooch, und der is nimmer weit
doo kumma zo uns immer mehr und mehr Leit
wall sa endlich genuch hamm vo Hektik und Stress
wall sa Friedn suung, net bluus an Summer
Und der Tooch, der werd kumma, macht eich bereit
Oberfrankn, ich sooch ders, etz kummt unner Zeit!
Und der Tooch, der werd kumma, macht eich bereit
Oberfrankn, ich sooch ders, etz kummt unner Zeit!
Oberfrankn, ich sooch ders, etz kummt unner Zeit!

Hier wird gerapt!

Corkscrew feat & Sarah-Ann:

„Sag es deinen Jungs“

(Aus dem Rap-Album: „Zwei Welten“ by Dj Smoove)

Refrain

Jeden Tag regel' ich mein Leben ganz neu
Glaubt ihr, ihr wurdet gefragt, frag' mich, was ihr hier noch wollt
Es ist wahr, alles was ich träum', wird gemacht
Komm, geh' und sags deinen Jungs, all meine Träume werden wahr

Strophe 1

Ich hab satt so zu leben, hab große Pläne,
Kopf is zu, box die Booth, hab bloß ein Leben
Glaub mir, ich regel' das hier,
auch wenn ich weit geh', weiß jeder, bleibt diese Gegend in mir,
das is nicht witzig, Mann, ich denk ehrlich, Gott würfelt leider
für die Kids hier mach ich mehr als der Bürgermeister
und ihr rhymet, weil ihr Gold im Kopf habt,
hier ist Kleinstadt, mein Kaff is stolz wie Oscar,
wenn wir Tracks bring', Respekt bring', du kannst mich nicht boxen
am Park dreißig Russen und zwanzig Kartoffeln
Grenzgebiet, wir nenn' das Dunkelfranken,
halt mich fern vom Speed, mit dem die Jungs hier handeln und
ich muss gehen, geb die Richtung an,
auf meim Weg von nem Jungen in Richtung Mann
Jetzt geh und sag es deinen Jungs,
ich hol das Geld und trag es heim nach WUN, das is mein Ernst und ich sag...

Refrain

Jeden Tag regel' ich mein Leben ganz neu
Glaubt ihr, ihr wurdet gefragt, frag' mich, was ihr hier noch wollt
Es ist wahr, alles was ich träum', wird gemacht
Komm, geh' und sags deinen Jungs, all meine Träume werden wahr

Strophe 2

Sag' es allein deinen Jungs, Doppel C is da,
die Jugend jubelt schon, ihr werdet Megastars,

finden uns geil wie'n Weib mit nem Mega-Arsch
und kopieren ungeniert unsre Lebensart,
sie wolln jetzt auch Ice-Tee mit Wodka trinken und
dann dir Scheißer den Kopf zertrümmern und
vor den Bullen zehn Zeugen haben
die drauf schwören, dass es nicht diese Leute warn,
komm hierher, das is mehr als nur Loyalität
und jeder Beef mit meim Team kommt dir teuer zu stehn,
jetz schau her, wir bring Flair ins bescheuerte Game Mann,
denn ihr könnt uns hier doch nix Neues erzähl'n
und das Leben in der Gegend is die Pest, ihr wollt raus und doch
machen wir mit euch das Beste daraus
und wir teiln mit unsern Brüdern und den Schwestern nen Traum
und wir schaffens, weil wir fest daran glauben, sag es deinen Jungs

Refrain

Jeden Tag regel' ich mein Leben ganz neu
Glaubt ihr, ihr wurdet gefragt, frag' mich, was ihr hier noch wollt
Es ist wahr, alles was ich träum', wird gemacht
Komm, geh' und sags deinen Jungs, all meine Träume werden wahr

Strophe 3

Wir sind zwei Jungs, bereit unser Leben zu regeln,
denn was bleibt uns, wenns sein muss auch gegen die Regeln
und ich muss gehen, um im Leben meinen Mann zu stehn,
doch mein Herz will nicht weg, mein Verstand sagt, geh,
und es wird schwierig im neuen Leben, ich kann mich nicht verbiegen,
vermiss die Liebe, die mir hier meine Leute geben,
und ich kann heute sehn, wie wichtig ihr seid,
wir gehen jetzt raus, holn euch rauf nur zur richtigen Zeit ...

Refrain

Jeden Tag regel' ich mein Leben ganz neu
Glaubt ihr, ihr wurdet gefragt, frag' mich, was ihr hier noch wollt
Es ist wahr, alles was ich träum', wird gemacht
Komm, geh' und sags deinen Jungs, all meine Träume werden wahr

Autorinnen und Autoren



Susanne Böhringer

ist in Bad Alexandersbad geboren und aufgewachsen. Nach Studienjahren in Berlin und Amsterdam arbeitete sie als Pfarrerin im Fichtelgebirge und als Studienleiterin am EBZ Alexandersbad. Heute ist sie Gemeindepfarrerin in Wunsiedel und Schirnding. Sie ist verheiratet und hat drei erwachsene Kinder.



Thomas Guba

Der gebürtige Bamberger Thomas Guba ist nach Stationen in Ober- und Niederbayern seit 2003 Pfarrer in Röslau im Fichtelgebirge. Seit Februar 2011 arbeitet er auf der Projektstelle „Gemeinde- und Regionalentwicklung in Nordostbayern“, die am EBZ in Bad Alexandersbad angesiedelt ist.



Dr. Hans-Gerhard Koch

war bis 2005 Leiter des Kirchlichen Dienstes in der Arbeitswelt der ELKB und bis 2008 Mitglied des Landessynodalausschusses. Er ist in Oberfranken aufgewachsen und war von 1971-1987 Jugendbildungsreferent und Gemeindepfarrer im Fichtelgebirge. Seit 2006 ist er freiberuflicher Referent und Autor für Sozial- und Wirtschaftsethik und im Netzwerk „Gemeinsam für die Region“ engagiert.



Hans-Peter Pauckstadt-Künkler

ist am 29.1.1956 in Wuppertal geboren, 1970 nach Marktredwitz gezogen, Studium in Neuendetelsau, Hamburg und Erlangen. 9 Jahre Pfarrer in Windischeschenbach (1985-94), dann 4 Jahre in Ansbach und seit 1998 Ge-

meindepfarrer in Weiden, seit 2008 halber Dienstauftrag als Kirchenkreisfundraiser in Regensburg, bis 2007 Dekanatsbeauftragter für den KDA und die afa in Weiden.



Dr. Volker Pröbstl

ist seit 2008 Dekan in Selb. Vorher arbeitete er in Kempten im Allgäu und war Mitglied der Landesynode der ELKB.



Arved Schlottke

kam in Flensburg in Schleswig-Holstein zur Welt. Die Heirat mit einer bayerischen Theologin führte ihn in den Süden. Nach achtjähriger Tätigkeit als Medienmanager und Journalist in München wurde er 2003 Pfarrer in Freising und ist seit 2005 Pfarrer in Marktleuthen.



Manfred Walter,

Dipl. Sozialpädagoge (FH), seit 2009 Landessekretär der Evangelischen Landjugend (ELJ) in Pappenheim, zuvor von 1997 – 2009 ELJ-Bildungsreferent für Oberfranken und die Oberpfalz.



Thomas Wolf

geb. 1966, verheiratet mit einer katholischen Religionspädagogin und systemischen Beraterin, zwei Kinder, Pfarrer Rehau I, DB Hof. Und so nebenbei EPL Trainer, Ignatianische Exerzitien, Kybernetik und Moderation, Sinusmilieus und Befreiungstheologie, Suchender und Netzwerke knüpfender, Cartoons zeichnender und Jazzhörer.

thomas.wolf@elkb.de
www.hulda-das-huhn.de

